



PIĘĆ LAT
KACETU

Stanisław
Grzesiuk

Fünf Jahre KZ

Stanisław Grzesiuk
Fünf Jahre KZ

Dieses Buch wurde mit der Unterstützung des © Poland Übersetzungsprogramms, der Polnischen Botschaft in Wien, des Zukunftsfonds der Republik Österreich und des Nationalfonds der Republik Österreich veröffentlicht.

BOOK INSTITUTE



© POLAND



Botschaft
der Republik Polen
in Wien

Zukunftsfonds
der Republik Österreich



NATIONALFONDS
DER REPUBLIK ÖSTERREICH FÜR OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS

Mauthausen-Erinnerungen
Schriftenreihe der KZ-Gedenkstätte Mauthausen
Band 4

Herausgeber

KZ-Gedenkstätte Mauthausen

Mitherausgeber der Schriftenreihe

Christian Dürr, Gregor Holzinger, Katharina Kniefacz, Andreas Kranebitter, Ralf Lechner

Redaktion: Gregor Holzinger

Übersetzung aus dem Polnischen: Antje Ritter-Miller

Lektorat: Rafaela Mückler-Liendl

Grafisches Konzept des Covers: Peter Sachartschenko unter Verwendung eines Fotos von Stanisław Grzesiuk (Privatarchiv) und einem Ausschnitt aus dem Cover der polnischen Originalausgabe.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages oder der Autoren/Autorinnen reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Die Übersetzung folgt der Originalausgabe, die 2018 unter dem Titel „5 lat kacetu“ im Verlag Prószyński Media in Warschau, erschien.

© Polish Prószyński Media Sp. z o.o., Warschau 2018

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© 2020 by new academic press, Wien, Hamburg

www.newacademicpress.at

ISBN: 978-3-7003-2167-5

Druck: PrimeRate, Budapest

Inhalt

Gregor Holzinger „... schlitzohrig, direkt und immer mit Witz, und manchmal mit der Faust und einem Kopfstoß.“ Stanisław Grzeziuk – mit Ironie gegen den Terror	6
Bartosz Janiszewski Mit einem Lachen der Freiheit entgegen <i>Vorwort zur ersten Ausgabe der deutschen Übersetzung von „Fünf Jahre KZ“</i>	13
Der Autor über das Buch	17
Die wichtigsten Rezensionen	19
Editorische Notiz	21
Stanisław Grzeziuk Fünf Jahre KZ	23
Auf dem Weg nach Dachau	29
Dachau	40
Mauthausen	73
Gusen	199
Anhang	476

„... schlitzohrig, direkt und immer mit Witz, und manchmal mit der Faust und einem Kopfstoß.“

Stanisław Grzesiuk – mit Ironie gegen den Terror

Eine Vorbemerkung

In Polen längst ein Klassiker, waren die autobiografischen Aufzeichnungen von Stanisław Grzesiuk über seine KZ-Haft, die er mehr als ein Jahrzehnt nach der Befreiung und seiner Heimkehr nach Polen verfasste, bis dato in deutscher Sprache nicht erhältlich. Mit dem erstmaligen Erscheinen von „Fünf Jahre KZ“ in deutscher Übersetzung in den Mauthausen-Erinnerungen, der Schriftenreihe der KZ-Gedenkstätte Mauthausen, kann diese Lücke nun geschlossen werden.

Stanisław Grzesiuk, geboren am 6. Mai 1918 in Małków, wuchs im Warschauer Arbeiterviertel Czerniaków auf, wo er sich als Jugendlicher in einer eher rauen Umgebung behaupten musste – eine Erfahrung, die ihm laut eigenen Worten im Konzentrationslager zugutekam, da er sich dadurch bei (meist körperlichen) Auseinandersetzungen durchsetzen konnte.

Der gelernte Elektromechaniker meldete sich nach dem Überfall der Deutschen Wehrmacht auf Polen im September 1939 freiwillig zum Dienst bei der Armee und schloss sich nach der Kapitulation der polnischen Streitkräfte dem Widerstand an. Gezwungen, aus Warschau zu fliehen, da er dort von den deutschen Besatzern wegen Waffenbesitzes gesucht worden war, wurde Grzesiuk nahe Lublin bei einer Razzia aufgegriffen. Gemeinsam mit anderen Polen wurde er daraufhin in einem Transport in das Deutsche Reich verschleppt, wo er bei Koblenz zur Zwangsarbeit in der Landwirtschaft eingesetzt wurde.¹ Nachdem er den Bauern, bei dem er gearbeitet hatte, tötlich angegriffen hatte und von seiner Arbeitsstätte geflohen war, wurde Grzesiuk von der Staatspolizei Koblenz gefasst, wegen „Arbeitssabotage“² verhaftet und in weiterer Folge

1 Vgl. Stanisław Grzesiuk: Boso, ale w ostrogach (Warschau 2018), S. 398–402. Ich danke Antje Ritter-Miller für die Übersetzung der betreffenden Teile.

2 Mauthausen Memorial 2.2.71., Häftlings-Personal-Karte. Grzesiuk gibt an, von 4. April 1940 bis zum 5. Mai 1945 im Konzentrationslager inhaftiert gewesen zu sein, laut Häftlings-Personal-Karte wurde er jedoch am 26. Mai 1940 von der Staatspolizei Koblenz verhaftet und war ab 20. Juli 1940 im KZ Dachau inhaftiert. Es ist anzunehmen, dass die Zwangsarbeit auf einem deutschen Bauernhof und die Polizeihaft für ihn

in das KZ Dachau deportiert. Wenige Wochen später wurde er am 17. August 1940 in das Konzentrationslager Mauthausen überstellt; am 21. Januar 1941 kam er in das Zweiglager Gusen, wo er bis zur Befreiung am 5. Mai 1945 verblieb.

Durch seinen langen Lageraufenthalt erlebte Grzesiuk sämtliche einschneidenden Änderungen im KZ Gusen: So konnte er nicht nur die unterschiedlichen Etappen der Errichtung des Lagers beobachten – das KZ befand sich noch im Aufbau, als er nach Gusen überstellt wurde, und war zum Zeitpunkt der Befreiung zu einem Großkomplex angewachsen –, sondern auch die verschiedenen Phasen der Zwangsarbeit: von der Arbeit im Steinbruch, wo Grzesiuk als Steinmetz arbeitete, über den Einsatz der Häftlingsarbeit für Rüstungsbetriebe bis hin zur Verlagerung der Zwangsarbeit in die unterirdischen „Bergkristall“-Stollen in St. Georgen.

Er war auch bei allen entscheidenden Ereignissen zugegen, wie etwa der Ankunft der ersten sowjetischen Kriegsgefangenen im KZ-System Mauthausen oder der Lagerquarantäne aufgrund einer Typhusepidemie, und er wurde Zeuge der verschiedenen gezielten Vernichtungsaktionen, die er in all ihrer Drastik beschreibt: die Ermordungen von Häftlingen im Gaswagen, die „Totbadeaktionen“, die Selektionen von Kranken und Schwachen im Rahmen der „Aktion 14 f 13“, die Vergasung von sowjetischen Gefangenen in einer Baracke, die Tötungen mittels Injektionen durch SS-Ärzte und Sanitäter.

Fünf Jahre lang begleiteten ihn die alltägliche Gewalt, die den Häftlingen im Konzentrationslager widerfuhr, der immerwährende Hunger, die permanenten Erniedrigungen und die allgegenwärtige Todesangst – und dennoch verlor Stanisław Grzesiuk weder seinen Humor noch seinen Mut. Diese beiden Charaktereigenschaften, zusammen mit einer gehörigen Portion Glück, retteten ihm mehr als nur einmal das Leben.

Weder die Brutalität, die SS-Angehörige und Kapos ausübten, noch das tägliche Sterben an Hunger und Krankheiten in seiner unmittelbaren Umgebung konnten seinen Lebenswillen, seinen Optimismus und seine Abenteuerlust abtöten, im Gegenteil: manchmal wirkt es, also ob ihn diese Bedingungen geradezu anspornten, – aus Langeweile, wie er selbst schreibt – die nächste Leichtsinnigkeit zu begehen, durch die er sich in Todesgefahr begab. Wie kaum ein anderer weiß Grzesiuk diese Episoden so humorvoll zu schildern, dass es zeitweilig den Anschein hat, er würde hier von einem einzigen großen Abenteuer erzählen – freilich, nicht ohne dabei die brutale Realität außer Acht zu lassen:

gleichbedeutend mit der KZ-Gefangenschaft waren und er diese Zeit zur eigentlichen Haftzeit im Konzentrationslager hinzuzählte.

Immer dann, wenn man von seinen Abenteuern im Lager gefesselt ist, wird man in die Grausamkeit der Lagerwelt zurückgeholt. Wie beiläufig berichtet Grzesiuk dann von freiwilligen oder erzwungenen Selbstmorden im elektrischen Lagerzaun („Er war in den Stacheldraht getrieben worden“³), den als Erschießungen auf der Flucht getarnten Morden („ein Schuss – und der Junge war erledigt“⁴), von Misshandlungen, die zum Tod führten – oder wie dieser durch andere Maßnahmen beschleunigt wurde („als er nach erneuten Schlägen nicht mehr allein aufstehen konnte, wurde er nackt ausgezogen und in den Waschraum getragen und morgens war er eine Leiche“⁵). Und er berichtet von dem damit verbundenen Abstumpfen der anderen Häftlinge, bei dem er sich auch selbst nicht ausschließt: „Einmal kam ich hinzu, als einer der jüdischen Häftlinge, Ingenieur von Beruf, durchdrehte. Er hatte ein hysterisches Lachen und schrie für niemanden verständliche Sätze heraus und kniff sich mit den Fingern ins Gesicht. Wie immer in solchen Fällen wurde er abends in einem Fass ertränkt. Obwohl ich ihn gut kannte, fühlte ich, als ich das sah, nichts weiter als ganz normale Neugier. Ich hatte mich an den Anblick von Verrückten und an den Anblick des Todes schon so gewöhnt, dass das überhaupt keinen Eindruck auf mich machte.“⁶ An anderer Stelle schreibt er: „Wie ich bereits erwähnt habe, machte so etwas überhaupt keinen Eindruck mehr auf mich. Die emotionale Abstumpfung für das Leid und den Schmerz anderer kam daher, dass jeder pausenlos an sich selbst denken musste, um Schläge zu vermeiden.“⁷

Grzesiuk überlebte nicht zuletzt deswegen, weil er sich in der KZ-Welt zu behaupten wusste – falls nötig auch mit Gewalt, die er jedoch laut eigenen Aussagen nie gegen Schwächere einsetzte. Für ihn war das Lager „ein Irrenhaus“,⁸ in dem man, wenn man überleben wollte, pragmatisch sein musste. Für Sentimentalitäten war kein Platz.

Zwei Prinzipien, die man „verinnerlichen“ musste, waren seiner Ansicht nach für ein Überleben im KZ unabdingbar: „Das erste war, jegliche Arbeit zu vermeiden, das zweite, sich Essen zu organisieren. [...] Arbeit zu vermeiden begann ich allerdings sofort und ich vermied sie bis zum Ende meines Lageraufenthaltes.“⁹ Sämtlicher körperlichen Arbeit aus dem Weg zu gehen, sei nicht besonders schwierig gewesen, so Grzesiuk, man habe „es nur mit viel Dreistig-

3 S. 308 in diesem Buch.

4 S. 93 in diesem Buch.

5 S. 285 in diesem Buch.

6 S. 240 in diesem Buch.

7 S. 64 in diesem Buch.

8 S. 243 in diesem Buch.

9 S. 46 in diesem Buch.

keit und Mut machen¹⁰ müssen. „König der Tagediebe“¹¹ habe man ihm im Lager genannt, vermerkt er nicht ohne Stolz, denn darin wäre er wirklich Meister gewesen. An einer Stelle beschreibt er, wie sogar ein SS-Mann, der Grzesiuk dabei beobachtete, wie er vorgab, schwer zu schuften, anerkennend sagte: „Schau mal, der kann großartig vortäuschen.“¹²

Grzesiuk erzählt Episoden wie diese augenzwinkernd und präsentiert sich gern als das – im wahrsten Sinne des Wortes – schlagfertige „Schlitzohr“, als das er sich wohl auch im Leben vor und nach der Lagerhaft ausgab. Bei seinen Schilderungen von zwischenmenschlichen Beziehungen in all ihren Facetten gewährt er auch der Darstellung von Konflikten großen Raum: Dass Gewalt auch bei den Häftlingen untereinander an der Tagesordnung stand, beschreibt er ausführlich, und ebenfalls, wie er sich bei derartigen Konflikten mit seinen legendären Kopfstößen durchsetzte.

Besonders aufschlussreich ist, wie der Autor die veränderten Lebensumstände schildert, die die unterschiedlichen Haftbedingungen und vor allem die verschiedenen Häftlingskategorien mit sich brachten: vom einfachen Häftling in Lumpen, der gegen das Verhungern kämpfte und sich selbst als „Muselmann“¹³ bezeichnete, wurde Grzesiuk zum – für KZ-Verhältnisse, wohlge-merkt – wohlgenährten und gut gekleideten Funktionshäftling. Dass diese Verbesserung für ihn überhaupt möglich war, hing, neben seiner berüchtigten „Warschauer Schnauze“, vor allem mit seiner musikalischen Begabung zusammen. Schon bald nach der Gründung einer Lagerkapelle, die vor allem Warschauer Lieder darbot, waren Grzesiuk und seine Musikerkollegen im gesamten Lager bekannt und beliebt. Diese Berühmtheit verhalf dem „Bandleader“ Grzesiuk zu einem Lebensstandard, der ihm das Überleben im Lager ermöglichte.

Bei allem beinharten Realismus ist „Fünf Jahre KZ“ tatsächlich auch ein Buch, bei dessen Lektüre man auch immer wieder herzlich lachen kann ob der Skurrilität der erzählten Episoden und Anekdoten. So z. B. wenn der Autor beschreibt, wie kreativ er und seine Kameraden dabei waren, sich ununterbrochen von der Zwangsarbeit zu drücken und dadurch die SS nicht nur permanent hinters Licht führten, sondern sie dabei auch noch teilweise ganz offen verspotteten – so etwa einen SS-Mann, „der fürchterlich schielte“ und vor dem sich niemand fürchtete, „obwohl er oft zuschlug.“¹⁴

10 S. 135 in diesem Buch.

11 S. 364 in diesem Buch.

12 S. 119 in diesem Buch.

13 Als Muselmann wurde ein extrem abgemagerter Häftling bezeichnet, der oft kurz vor dem Hungertod war.

14 S. 408 in diesem Buch.

Grzesiuks manchmal durchaus grimmiger Humor zieht sich durch den gesamten Text. Amüsiert berichtet er davon, wie er immer wieder von SS-Angehörigen und Kapos „aufs Maul bekam“, diese Schläge ihn aber nicht brechen konnten. Auch viele seiner Kameraden nahmen die Schläge mit Humor, war es doch, ganz im Sinne von Grzesiuks Pragmatismus, besser, geschlagen als umgebracht zu werden. Manche Szenen muten für jemanden, der sich nie in KZ-Gefangenschaft befand, wahrlich bizarr an, etwa wenn der Autor schildert, wie ein Häftling, der von einem SS-Mann zusammengeschlagen worden war, von seinen Kameraden „wegen seines lustig deformierten Gesichtes“¹⁵ ausgelacht wurde.

Grzesiuks Aufzeichnungen stellen in vielerlei Hinsicht eine Besonderheit dar: Neben dem Witz, der sich durch das gesamte Buch zieht, besticht es auch durch seine schonungslose Offenheit. Grzesiuk gibt intimste Einblicke in den Lageralltag, die anderswo kaum so detailliert zu finden sind. So spricht er beispielsweise das Tabuthema der Homosexualität im Lager völlig offen an und beschreibt neben den aus Not erbrachten sexuellen Diensten junger (oder teilweise sogar noch jugendlicher) Männer an sogenannten prominenten Häftlingen auch echte gleichgeschlechtliche Liebesbeziehungen im Lager. Obwohl er selbst, augenscheinlich einem heteronormativen und eher homophoben Milieu entstammend, damit nichts anfangen kann, beschönigt er, auch was seine Person angeht, nichts und gesteht, dass auch ihm nach geraumer Zeit junge Männer zu gefallen begannen – für ein Buch, das bereits 1958 in Polen erschienen ist, geradezu skandalös. Auch andere intime Details wie etwa den Stuhlgang von Häftlingen – von „Muselmännern“ bis hin zum besser gestellten Funktionshäftling – spart Grzesiuk nicht aus. Dies schildert er wieder mit seiner für ihn typischen Komik, wenn er angibt, beim Ausscheiden der KZ-Kost würde man stöhnen „wie bei einer Geburt, und mit dem, was dabei schließlich geboren wurde, hätte man fast wie mit einem Stock jemandem den Kopf einschlagen können.“¹⁶

Bei allem Witz und Humor spart er jedoch die Gräueltaten, deren Zeuge er wurde, niemals aus und beschreibt den KZ-Kosmos in Details, die für die Lesenden wie aus einer anderen Welt anmuten.

Am Bezeichnendsten hierfür ist eine Szene im Waschraum, die sich in Grzesiuks Gedächtnis eingebrannt hat: „Unter einer Dusche macht ein Deutscher einen anderen fertig, der nackt unter eiskaltem Wasser steht und brüllt und weglaufen will; der andere treibt ihn brüllend wieder unter das Wasser, und

15 S. 476 in diesem Buch.

16 S. 246 in diesem Buch.

hilft mit einem entsprechend dicken Knüppel nach. Auf der einen Seite des Waschraums wäscht sich ein Spanier die Füße und singt laut irgendeine Arie. Auf der anderen Seite wäscht sich ein Pole und betet laut. Und an der Wand, in einer Kiste, die Sarg genannt wird, liegt ein nackter Mensch, der noch lebt, aber bestimmt schon bewusstlos ist – wie ein Fisch schnappt er ab und an nach Luft. Auf dem Bauch des Sterbenden sitzt einer, der ruhig sein Abendbrot isst, das er in kleine Stücke schneidet.“¹⁷ In diesem „Irrenhaus“ ist der Tod so allgegenwärtig, dass man sich mit ihm arrangiert hat.

Dass dieser Meilenstein der KZ-Literatur nun endlich in deutscher Sprache erscheint, ist auch der Förderung durch verschiedene Institutionen zu verdanken, namentlich dem Zukunftsfonds der Republik Österreich, dem Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus sowie dem Instytut Książki, bei denen wir uns herzlich bedanken. Der Polnischen Botschaft danken wir für die gute Zusammenarbeit, Antje Ritter-Miller für die gelungene Übersetzung, Rafaela Mückler-Liendl für das gewissenhafte Lektorat und dem Grzesiuk-Biografen Bartosz Janiszewski für seine Bereitschaft, ein Vorwort für diese Ausgabe zu verfassen.

Harald Knill und Peter Sachartschenko von new academic press danken wir für die reibungslose und unkomplizierte Zusammenarbeit.

Wir wünschen den Leserinnen und Lesern dieses Buches eine spannende Lektüre dieses Stücks Zeitgeschichte.

17 S. 236 in diesem Buch.

Mit einem Lachen der Freiheit entgegen

*Vorwort zur ersten Ausgabe der deutschen
Übersetzung von „Fünf Jahre KZ“*

Wenn eine Stadt ein Mensch sein könnte, wäre Warschau Stanisław Grzesiuk. Es gibt wohl kaum eine Gestalt, die den Charakter und das Schicksal der polnischen Hauptstadt besser symbolisieren könnte. In der Stadt, die nach dem Warschauer Aufstand vollkommen zerstört war, gab es nichts, weder Menschen noch Gebäude. Grzesiuk half dabei, die Identität der Stadt neu aufzubauen, er wurde zu ihrem Symbol, denn in ihm war all das, was das Wichtigste an Warschau war: Die arme, rüpelhafte, aber fröhliche Jugend der düsteren Stadtbezirke, die Brutalität, der Horror und der Kampf während des Krieges. Und danach die neue sozialistische Ordnung, Leben und Tod, die unheilbare Tuberkulose und die große Karriere. Er war ganz Warschau.

Aus der Sicht unserer heutigen Realität, die wie durch ein Wunder in Frieden besteht, könnte man mit den Ereignissen des kurzen, 44 Jahre dauernden Lebens von Stanisław Grzesiuk die Lebensläufe von über einem Dutzend Personen füllen: die Armut von Warschauer Vorstädten und ihr harter Charakter, das Konzentrationslager, das er zwar überlebte, das ihn aber Jahre später dennoch einholte. Denn die Tuberkulose hatte sich Grzesiuk im Lager geholt. Im Sanatorium verbrachte er letztlich mehr Zeit als in der nationalsozialistischen Gefangenschaft. Hinzu kamen seine plötzliche, von Grzesiuk selbst nicht erwartete, schriftstellerische und musikalische Karriere und tausende Abenteuer. Stanisław Grzesiuk hatte 40 Jahre seines Lebens wie ein vollkommen normaler Mensch gelebt. Gut, er war ein Star der Warschauer Hinterhöfe und bekannt für seine „Kopfstöße“, er war ehemaliger Häftling in Dachau, Mauthausen und Gusen, nach dem Krieg war er Ehemann, Vater, Beamter – aber er war kein Künstler. Zum Banjo griff er nur zu Feierlichkeiten und wenn er ein paar Wodka getrunken hatte. Und zum Federhalter? Nie im Leben!

Zum Schreiben zwang ihn die Langeweile. Die wochenlangen Aufenthalte im Sanatorium für Tuberkulosekranke, zu denen er gezwungen war, konnte er nur aushalten, indem er ein reges soziales Leben führte. Als ihm aber nach einer schweren Operation vier Wochen lang Bettruhe verordnet wurde, machte ihn die Langeweile im Bett geradezu verrückt. Eine Patientin, Janina Preger, Redakteurin eines Verlages, empfahl ihm, gegen die Langeweile vorzugehen und zu schreiben. Sie kannte seine Gabe zu erzählen, denn er schlich sich im Sanatorium

manchmal abends in den Flügel für Frauen und erzählte bei Kaffee und Kuchen von seinen Erlebnissen in den Konzentrationslagern auf eine Weise, dass man innerhalb weniger Minuten vor Schwermut und vor Lachen weinen musste.

Als das Manuskript „Fünf Jahre KZ“ in den Verlag Książka i Wiedza kam, waren die Redakteurinnen entsetzt. Stanisław Grzeziuk hatte in jedem Satz mehrere orthografische Fehler gemacht. Nach ein paar Seiten stellten sie jedoch fest, dass sie einen einmaligen Text in der Hand hielten. Die detaillierte, aufrichtige und brutale Beschreibung der fünf Jahre, die Grzeziuk in nationalsozialistischen Lagern verbracht hatte, erregte sofort nach dem Erscheinen ein riesiges Aufsehen.

Das Thema der Konzentrationslager war damals schon recht ausführlich beschrieben worden, niemand jedoch hatte in dieser Form darüber geschrieben. Grzeziuk beschrieb das ganze soziale System in den Lagern, die menschlichen Haltungen, die schlimmste, beinahe tierische Widerwärtigkeit, die Brutalität der Täter, die Rettung der Menschlichkeit, aber auch seine eigene Skrupellosigkeit im Überlebenskampf. Gegen das Buch protestierten andere Häftlinge, Grzeziuk wurden Prozesse gemacht, die Leser aber kauften eine Auflage nach der anderen auf. Man konnte ihm Gnadenlosigkeit bei der Beschreibung von sich und anderen vorwerfen, aber man konnte ihm nicht vorwerfen, die Unwahrheit zu schreiben. Denn die Wahrheit war für ihn der höchste Wert in der Literatur. Er ließ sich nicht Schriftsteller nennen und bestand darauf, einfach das niedergeschrieben zu haben, was er erlebt hatte. Vor Gericht bezeugten mehrere Dutzend Häftlinge der Konzentrationslager Dachau, Mauthausen und Gusen die Authentizität all dessen, was er in seinem Buch beschrieben hatte. Vielen von ihnen hatte Grzeziuk das Leben gerettet.

Das Buch erreichte in Polen riesige Auflagen und machte Grzeziuk zu einem Literaturstar. Autorentreffen mit Lesern verwandelte er in Auftritte, die man heute Stand-Up nennen würde, er war ein Meister des Erzählens. Vor allem aber war sein schriftstellerischer Stil mitreißend. In der grauen Welt der ideologisch korrekten kommunistischen Literatur war Grzeziuk ein bunter Vogel. Seine lebhaftige Sprache, der Widerstand leistende Protagonist, der schalkhafte Humor, der ihn selbst in der Zeit des schlimmsten Terrors im Konzentrationslager nicht verließ, weckten Begeisterung.

„Fünf Jahre KZ“ erschien in Polen erstmals 1958. Stanisław Grzeziuk war 40 Jahre alt, als er Schriftsteller wurde. Innerhalb der folgenden vier Jahre schrieb er noch zwei Bücher, die ebenfalls begeistert aufgenommen wurden („Boso, ale w ostrogach“ [Barfuß, aber in Sporen] über das Warschau der Vorkriegszeit und „Na marginesie życia“ [Am Rande des Lebens] über die Jahre, die er im Sanatorium verbrachte) und wurde zum Bühnenstar. Als Musiker

war er ebenso bekannt wie als Schriftsteller – oder vielleicht sogar bekannter. Er spielte in den wichtigsten polnischen Konzertsälen, hatte eigene Radiosendungen, seine Interpretationen Warschauer Lieder aus der Vorkriegszeit eroberten nicht nur die Hauptstadt, sondern das ganze Land.

Je bekannter er als Künstler wurde, desto näher war er dem Tod – parallel dazu, wie sich seine Karriere entwickelte, schritt leider seine tödliche Krankheit voran. Die Tuberkulose, mit der er jahrelang zu kämpfen hatte, zerfraß nach und nach seine Lunge. Sogar als er schon so krank war, dass er auf Feiern, Wodka und Zigaretten verzichten musste, sang er noch und stand auf der Bühne. Im Krankenhaus atmete er mithilfe einer Sauerstoffflasche, aber er machte pausenlos Scherze, so wie sein ganzes Leben lang.

Die Menschen kannten ihn als Spaßvogel, der selbst den Tod wie einen Kumpel aus der Nachbarschaft behandelte. Viele ehemalige Häftlinge von Konzentrationslagern woll(t)en bis an ihr Lebensende nicht über das sprechen, was sie erlebt haben, nicht einmal mit ihren Nächsten. Grzesiuk erzählte allen vom Lager, oft mit Humor, was manche – unberechtigt – als mangelnde Ernsthaftigkeit werteten. Die, die ihn jedoch besser kannten, wussten, dass die Lagererlebnisse die ganze Zeit tief in ihm saßen, und dass das Erzählen darüber für ihn eine Form war, mit dem Trauma zurechtzukommen.

Eine der letzten Szenen in „Fünf Jahre KZ“ erzählt von den letzten Minuten vor der Befreiung. Gerüchte sagten, dass die Amerikaner nicht mehr weit waren und eine Schlacht nach der anderen gewannen. Die Gerüchte sagten auch, dass die SS-Männer die Spuren verwischen und sich aller noch lebenden Zeugen entledigen wollten. Aus dem ein paar Kilometer entfernten Lager Gusen II war lautes Gebrüll zu hören. Wurden dort wieder Häftlinge gemordet? Kurz darauf fuhr ein amerikanischer Panzer durch das Tor. Da verstand Grzesiuk, dass die Häftlinge in Gusen II vor Freude gebrüllt hatten. Er selbst begann zu rennen und zu schreien. Sein ganzes Leben rannte er so. Er war nicht in der Lage Halt zu machen, irgendwo länger zu verweilen. Vielleicht war es sein Warschauer Charakter, vielleicht war es der Tod, vor dem er bis zum Schluss auf der Flucht war.

Nach außen machte Stanisław Grzesiuk jedoch den Eindruck eines vollkommen sorglosen und fröhlichen Menschen. Im Vergleich zu seinen Kameraden hatte er fast keine Traumata, jedenfalls hat er das nicht gezeigt. Außer eines.

Die deutsche Sprache.

Bei meiner Arbeit an der Biografie von Stanisław Grzesiuk fand ich mithilfe seiner Enkelin im Haus der Familie auf dem Hängeboden einen verstaubten Koffer mit Dokumenten, Fotos, Notizen und – wie sich bald herausstellen

sollte – auch handschriftliche Manuskripte seiner Bücher. Darunter war die Erzählung „Uraz“ [Trauma], die nie veröffentlicht wurde. Es genügt, die ersten Sätze zu lesen, und man hört auf, sich darüber zu wundern.

Die Leser seiner Bücher konnten verstehen, dass er sich vor dem Krieg mit Rivalen im Stadtbezirk Czerniaków geprügelt hatte, sie konnten ihm die Gewalt im Lager verzeihen, immer waren das moralische Recht, der Überlebenswille und eine höhere Notwendigkeit auf seiner Seite. In der Erzählung „Uraz“ schreibt er offen über seine – wie er es selbst nannte – Besessenheit. Den ersten Monat nach dem Krieg verbrachte er in Schlesien, wo viele Menschen sowohl Polnisch als auch Deutsch sprachen. Die Sprache der Täter aus dem KZ im Munde seiner Landsleute machte ihn rasend. Grzesiuk beschreibt seine Anfälle von Aggression und Gewalt gegenüber zufälligen Personen, die Opfer seiner heftigen Angriffe auf die deutsche Sprache wurden. Sogar die Polizei hatte deshalb gegen ihn ermittelt und einmal wäre er beinahe angeschossen worden. Er wusste, dass das verrückt war und er bemühte sich, sich wie ein normaler Mensch zu verhalten.

Bereits nach seiner Rückkehr nach Warschau ging er einmal in ein Café, in dem der Eigentümer unglücklicherweise Schallplatten mit deutschen Liedern laufen ließ. Stanisław Grzesiuk bat höflich darum, das Repertoire zu ändern. Als der Eigentümer das verweigerte, zog Grzesiuk eine Pistole hervor und erschoss einfach den Plattenspieler. Bis an sein Lebensende biss er die Zähne zusammen und versuchte, seinen Atem zu beruhigen, wenn ein neuer Bekannter mit seiner Kenntnis der deutschen Sprache angab.

Genau deshalb ist die Herausgabe von „Fünf Jahre KZ“ in deutscher Sprache die beste Ergänzung der Geschichte des Barden von Warschau, die man sich vorstellen kann. Fünfundsechzig Jahre nach dem Krieg ist die Wahrheit wichtiger als das Trauma. Stanisław Grzesiuks Buch zeigt die Wahrheit und die Wahrheit war für ihn immer das Wichtigste.

Hier sind lebende Tote.

(aus der Ansprache des Lagerkommandanten in Dachau)

Vom 4. April 1940 bis zum Tag der Befreiung durch die amerikanische Armee am 5. Mai 1945 saß ich in den Konzentrationslagern Dachau, Mauthausen und Gusen. Als einer der wenigen, denen es gelungen ist, so lange in verschiedenen Lagern zu überleben, werde ich oft gefragt, was ich denn im Lager gemacht hätte, wie ich gelebt hätte, dass ich so viele Jahre durchhalten konnte. Dann erzähle ich verschiedene einzelne Lagerszenen ohne jegliche Ordnung und Reihenfolge der Ereignisse. Oft wurde mir geraten, ich solle alles, woran ich mich erinnere, aufschreiben. Ich habe selbst oft daran gedacht, dass es sich lohnt, es zumindest für meine Kinder aufzuschreiben, damit sie später, wenn sie größer sind, lesen können, was ihr Papa durchlebt hat, als er noch nicht ihr Papa war, **und dass sie auf der Grundlage dieser Erlebnisse lernen würden, Faschismus und Krieg zu hassen.**¹

Ab 1943 (nach der Niederlage der Deutschen bei Stalingrad) verbesserten sich die Bedingungen in den Lagern. Für den durchschnittlichen Häftling wurde es leichter drei Monate zu überleben als bis 1943 drei Tage. Obwohl sich die Bedingungen verbessert hatten, hatten wir in Gusen – nach Meinung von Leuten aus Auschwitz – erst jetzt Bedingungen, wie es sie in Auschwitz schon 1941 gab. Häftlinge, die in Auschwitz drei Jahre überlebt hatten, waren in Gusen nach drei bis fünf Monaten am Ende. Sie sagten, sie seien bereit, nachts auf den Knien nach Auschwitz zurückzukehren, weil „dort Leben war, hier aber kann ich höchstens Steine essen und es lassen sich keine Kleider organisieren“. **In Auschwitz aber konnte man solche Dinge leicht von den Menschen der Transporte organisieren, die sofort nach der Ankunft im Lager vergast wurden.**

In Büchern über das Leben im Lager hat bisher niemand die so bittere Wahrheit geschrieben. Die Leute beschreiben das Lagerleben, aber niemand will von seinem eigenen Leben so genau erzählen, mit Einzelheiten. Es wird beschrieben, dass die Bedingungen schwer waren, dass man das alles überstanden hat, aber niemand beschreibt, was für Menschen die jahrelange Hölle und den Hunger überlebt haben und was sie im Alltag getan haben, um zu überleben.

Im Jahr 1943 berechnete Stanisław Nogaj, ein Journalist aus Katowice, dass von den ersten 10 000 Häftlingen in Gusen noch 314 lebten. Als der Lagerkommandant das erfuhr, sagte er: „Diese Hünen will ich mal sehen – schließlich dürfte ein richtiger Häftling nicht länger als fünf Monate im Lager überleben.“

Grundlegend für das Leben im Lager war, nach meinem Verständnis, die maximale Vermeidung von Arbeit und die Beschaffung von Essen; im Prinzip

1 Durch Fettdruck hervorgehoben sind die Fragmente, die aus dem handschriftlichen Originalmanuskript wieder eingefügt wurden. Siehe „Editorische Notiz“ am Beginn des Buches.

lässt sich das in einem Satz zusammenfassen: gegen alle Anordnungen der Lagerleitung vorzugehen, denn alle Anordnungen hatten das Ziel, die Häftlinge so schnell wie möglich auszulöschen. Für die Nichtbefolgung von Anordnungen drohten einem Häftling immer Schläge und je nachdem, in wessen Hände er jeweils geriet, der Tod.

Ich würde es so beschreiben: Wer überleben wollte, durfte sich nicht vor dem Tod fürchten, denn wer leben wollte, fürchtete sich vor dem Tod, fürchtete sich davor, Schlägen ausgesetzt zu sein, und hielt sich genauestens an die Anordnungen, wobei er auf ein Wunder und das Kriegsende wartete, dass er freigelassen wird oder dass er durchhält. Wenn ihm dann klar wurde, dass es mit ihm zu Ende ging, war es zu spät für ein Aufbegehren und für so jemanden blieb nur noch das Krematorium.

Dieser rücksichtslose Kampf ums Überleben war oft mit einer Brutalität verbunden, die sich nicht vermeiden ließ, und diese Brutalität war in einem gewissen Grad bei allen vorhanden, die längere Zeit im Lager überlebten. Ich weiß nicht, warum niemand in seinen Erzählungen seine eigene Person mit dieser Problematik verbindet. Die Brutalität im Lagerleben existierte auf Schritt und Tritt.

Ich werde anhand meiner eigenen Erlebnisse beschreiben, wie das Leben eines durchschnittlichen Häftlings bei fünf Jahren Aufenthalt im Lager aussah, und weil es hier nur um das Lager geht, beschreibe ich den Zeitraum von dem Moment an, als ich ins Lager deportiert wurde, und ich schließe mit dem Augenblick der Befreiung des Lagers und der Wiedererlangung der Freiheit.

In meinem Leben im Lager habe ich mich immer bemüht, gerecht gegen andere und gegen mich selbst zu sein, ich habe mich bemüht, niemals etwas zu tun, was sich als Schandfleck auf mein Gewissen gelegt hätte, und von den Menschen als schändliche Tat angesehen werden würde.

Seit Kriegsende sind zwölf Jahre vergangen. Viele Erlebnisse sind in der Erinnerung bereits verwischt. Ich habe viele Namen vergessen, aber ich werde mich bemühen, das, was mir in Erinnerung geblieben ist, zu beschreiben. Weil ich nicht in allen Fällen die Möglichkeit hatte, mit den hier vorkommenden Personen – oder mit den Familien der Toten – in Verbindung zu treten, um zu erfahren, ob sie es wünschen, dass ich sie mit vollem Namen nenne, gebe ich in manchen Fällen nur den ersten Buchstaben an.

Auf dem Weg nach Dachau

Als man mich festgenommen hatte und mich mit einem Gefangenentransport in das Konzentrationslager Dachau brachte, sah die Reise so aus, dass wir am Tage mit einem Gefängniswaggon transportiert wurden, und abends in irgendeine Stadt gebracht und dort für die Nacht in den Gefängnissen untergebracht wurden. Manchmal wurden wir gleich am nächsten Tag weitergeschickt, aber es kam auch vor, dass ich mehrere Tage in einem Gefängnis saß, bevor ich auf die nächste Etappe geschickt wurde. Begleiter meines Weges waren überwiegend deutsche Verbrecher, die in andere Gefängnisse oder zu Verhandlungen gebracht wurden. Das verstand ich nicht genau, weil ich überhaupt kein Deutsch konnte. Das mit der deutschen Sprache war bei mir ein interessantes Problem. Ich wollte sie einfach nicht lernen. Ich empfand Ekel vor ihr und lernte in den fünf Jahren im KZ nur das, was sie mir durch ständiges Wiederholen mit Gewalt eingetrichtert haben.

Als die Deutschen mich in Gewahrsam nahmen – nachdem ich wegen Waffenbesitzes durchsucht worden war – war ich noch nicht einmal 22 Jahre alt (ich wurde am 6. Mai 1918 geboren), und ich verließ das Lager an meinem 27. Geburtstag.

Die Fahrt ins Lager verlief relativ ruhig. Ich wurde nicht geschlagen, Essen bekam ich so viel wie andere Häftlinge, widerlich war nur der Übergang vom Zug zum Gefängnis und vom Gefängnis zum Zug. Dabei wurden wir mit Handschellen aneinander gekettet und zu mehreren und unter starker Eskorte auf dem Fahrdamm am Gehweg entlanggeführt. Beim Aufstellen zum Abmarsch musste man sich entscheiden, wo man sich hinstellte. Wenn man in der ersten Reihe am Gehweg stand, wurden die Handschellen nur an einer Hand angelegt, die andere blieb frei und mit dieser Hand konnte man vom Gehwegrand und gleich daneben vom Fahrdamm Zigarettenkippen auflesen, die man im Gefängnis gegen Essen oder andere Kleinigkeiten eintauschen konnte. Beim Auflesen konnte man vom Wächter einen Tritt oder einen Schlag mit dem Gewehrkolben bekommen, aber das Risiko lohnte sich. Das war das Gute am Marschieren auf der Gehweg-Seite. Das Schlechte war die Zivilbevölkerung, insbesondere Weiber und Kinder, die uns fast immer beschimpften, uns anspuckten und uns mit Abfällen, Steinen und allen möglichen Schweinereien bewarfen, die ihnen in die Hände kamen. Da hatten es diejenigen besser, die auf der Seite zum Fahrdamm liefen.

Eine Strecke fuhr ich im Zug mit einem Jugoslawen im Abteil. Ich weiß noch, dass er Pawel hieß; er wurde als lästiger Ausländer mit dem Gefangenen-transport an die Grenze gebracht. Er behauptete, es sei ihm nichts bewiesen worden, und dass sie ihn deshalb zurückschicken würden, weil er auf großem Fuße lebe, und nirgendwo arbeite. Aus seinen Erzählungen ging hervor, dass er ein Tagedieb und Falschspieler war. Wir verstanden uns hervorragend, und während eines ganzen Tages gemeinsamer Fahrt brachte er mir Spieltechniken bei und wie man dumme und naive Leute reinlegte. Er behauptete, sein graues Haar an den Schläfen sei künstlich, weil so ein grauhaariger Mann auf sein Umfeld vertrauenswürdiger wirke. Wir verabredeten, dass ich mir seine Adresse merke und wenn ich es schaffe zu fliehen oder freigelassen werde, ihn in Jugoslawien besuche. Er hielt mich für einen schlaunen Jungen, dem leicht alle Tricks beigebracht werden können und dass wir uns dann zusammen durchschlagen würden. Bei der nächsten Etappe wurden wir getrennt und ich habe ihn nie wiedergesehen.

Ich muss erwähnen, dass Pawel kein Häftling war, und als solcher das Recht hatte, sich offiziell Zigaretten und alles zu kaufen, was er nur wollte und was man im normalen Verkauf erwerben konnte. Weil er für mich besondere Sympathie empfand, gab er mir eine Menge Zigaretten und Streichhölzer mit den Worten, dass eine Zigarette im Gefängnis dickes Geld sei, für das ich mir nicht nur Essen, sondern auch verschiedene Erleichterungen erkaufen könnte. Ich war damals Nichtraucher, konnte aber die Zigaretten nicht weiß der Teufel wie lange bei mir behalten, weil mir diejenigen leid taten, die rauchten und nichts zu rauchen hatten, deshalb holte ich ab und zu eine Zigarette und ein Streichholz hervor und ließ sie für die Raucher herumgehen. Und gut so, denn als wir im Lager ankamen, wurde uns alles weggenommen, lediglich der Gürtel für die Hose und ein Taschentuch wurden uns gelassen.

Ein anderer Passagier in unserem Kabuff im Gefängniswaggon war ein Mann im Alter von dreißig Jahren. Weil er gut Polnisch sprach, war ich davon überzeugt, dass er Pole war. Als wir zwischen den Etappen eine Nacht im Gefängnis verbrachten, unterhielten wir uns abends zu dritt, während wir in der riesigen Durchgangszelle umherspazierten.

Weil ich sicher war, dass mein zweiter Begleiter Pole war, fragte ich ihn aus Interesse, aus welcher Region er komme. Auf meine Frage erhielt ich die Antwort:

„Aus der, die ihr weggenommen habt.“

Ich verstand nicht und fragte noch einmal nach. Er antwortete mir mit Spott in der Stimme:

„Aus dem Olsagebiet².“ Und zu dem Jugoslawen sagte er:

„Wusstest du, was diese Arschlöcher angerichtet haben, als sie dort einmarschiert sind?“, und an dieser Stelle schickte er ein paar heftige Sprüche an die Adresse der Polen.

Obwohl ich noch so jung war, hatte ich so viel politisches Bewusstsein, dass ich die Annexion des Olsagebiets mit Abscheu betrachtete wie eine Hyäne, die verräterisch nach den Kadaverresten eines Tieres schnappt, das von einem anderen ermordet worden ist. Trotzdem verletzte es meine Nationalgefühle heftig, dass die Sprüche nicht an die Adresse unserer einstigen Regierung gesendet worden waren, sondern an alle Polen, doch ich sagte nichts, nur in meinem Inneren keimte der Gedanke auf, ihm das einst heimzuzahlen, bei der nächsten Gelegenheit. In gewissem Maße gab ich ihm in der Frage der Besetzung des Olsagebiets recht, und ich hätte bestimmt bald meine Lust auf Rache vergessen, wenn sich nicht so schnell eine Gelegenheit geboten hätte. Ein paar Minuten nach diesem Gespräch trat er mit der Frage „Hast du was zu rauchen?“ an mich heran und steckte dreist die Hand in meine Jackettasche, in der ich die Zigarettenkippen aufbewahrte, die ich während der Märsche sammelte. Bevor er mir etwas aus der Tasche ziehen konnte, bekam er so eine Bombe auf die Nase, dass es ihn in die Zellenmitte warf.

„Du Aas“, sagte ich ihm noch, „bloß nicht mit den Fingern in fremde Taschen! Wenn du rauchen willst, dann sag hübsch bitte.“

Aber ich hatte und habe so eine seltsame Natur, dass ich keinen Schwächeren schlagen kann, und wenn ich es einmal tat, dann deshalb, weil ich die Kräfte des Gegners falsch eingeschätzt hatte, und gedacht hatte, er sei stärker und mutiger. So war es auch in diesem Fall. Der Kerl war gewitzt und ich war sicher, dass ich ihn mit meinem Schlag zu einer Rauferei provozierte, und dann würde der Schlauere und Stärkere gewinnen. Der aber kam nicht mehr auf mich zu, sondern stand an der Wand und hielt sich die schmerzende Stelle.

Nach einer halben Stunde ging ich zu ihm, gab ihm was zu rauchen, und erst da erfuhr er, wofür er tatsächlich eine gefangen hatte, obwohl er es dafür, dass er die Hand in meine Tasche gesteckt hatte, auch ein bisschen verdient hatte.

Dieser Vorfall brachte uns einander näher und so verbrachten wir den weiteren Weg, bis wir getrennt wurden, wirklich in einer herzlichen und freundschaftlichen Atmosphäre.

2 Beim Zerfall der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie und der Gründung der Staaten Tschechoslowakei und Polen Anfang des Jahres 1919, gerieten die beiden Staaten bezüglich einer genauen Grenzziehung im Bereich des Flusses Olsa in einen direkten militärischen Konflikt, der mit Truppen der jeweils neu aufgestellten nationalen Militäreinheiten unter Einsatz von Artillerie ausgetragen wurde und zu Gunsten der Polen ausging. (Anm. d. Übers.)

In einem kleinen provinziellen Gefängnis – vielleicht war das gar kein Gefängnis, sondern ein größerer Arrest – saß ich mehrere Tage allein. Ich langweilte mich höllisch, lief in der Zelle auf und ab wie ein wildes Tier im Käfig. Das Zellenfenster öffnete nach innen und war ein normales Fenster, mit dem Unterschied, dass die Scheiben matt waren, und das Gitter erst hinter dem Fenster kam. Ich hörte oft, wie sich draußen Leute unterhielten, manchmal waren das junge, fröhliche Stimmen. Bei mir in der Zelle herrschte ein unausstehlicher Gestank vom Abort, den ich nur einmal täglich leeren durfte, und in der Zelle war es unerträglich heiß von der Zentralheizung, und der Abort hatte keinen Deckel.

Als man mich in die Zelle geführt hatte, hatte mich der Wachmann streng gewarnt – mit entsprechender Gestikulation, sonst hätte ich ihn nicht verstanden –, dass ich das Fenster nicht öffnen dürfe, sonst käme ich ins Verlies. Na gut, dachte ich mir, ein Verlies ist auch für Menschen, ich kann es ja versuchen. Ich öffnete das Fenster. Ich schaffte es gerade festzustellen, dass draußen ein Park ist – Menschen habe ich um die Zeit dort nicht gesehen –, da öffnete sich schon die Zellentür und der Wachmann brüllte etwas.

Es ist verständlich, dass ich das Fenster sofort schloss. Als der Wachmann ordentlich herumgebrüllt hatte und wieder weg war, überlegte ich, ob er zufällig gekommen war oder aber gewusst hatte, dass ich das Fenster geöffnet hatte. Um das in Erfahrung zu bringen beschloss ich, das Fenster noch einmal zu öffnen. Ich öffnete es. Und wieder hörte ich gleich, wie der Wachmann schon hinter der Tür stand und aufmachen wollte.

Bevor er es geschafft hatte aufzuschließen, war das Fenster schon geschlossen, er brüllte mich aber noch heftiger an, zeigte auf das Fenster und gab mir mit Gesten zu verstehen, wie schön ich es im Verlies haben werde – und ging wieder.

Jetzt war ich sicher, dass ein Alarm an dem Fenster angebracht war, der beim Öffnen anging und der Wachmann, wäre er auch der beste Mensch, es nicht lange aushielt, wenn eine Klingel pausenlos läutete, und er nur für seine eigene Ruhe sorgen konnte, indem das Fenster in der Zelle fest verschlossen blieb. Um den Alten nicht mit dem Geklingel zu ärgern, und selbst frische Luft zu haben, beschloss ich, die Alarmanlage zu suchen und, wenn es mir gelingen sollte, sie auszuschalten. Meine Ahnung bestätigte sich. Als ich den Fensterrahmen ringsherum untersuchte, entdeckte ich kleine Bolzen, die aus dem Rahmen hervorstanden und mit den Fensterhälften verbunden waren.

Weil ich bis zum Krieg beruflich als Elektromechaniker gearbeitet hatte, wusste ich, wie man Leitungen verlegt. Ich wusste, dass sie durch die Tür ver-

legt werden mussten und dass man dafür den kürzesten Weg nimmt. Auf der Seite des Fensters, auf der ich die Leitungen vermutete, begann ich vorsichtig mit einem Stück Rasierklinge, von denen ich aus Gewohnheit immer welche in der Hosentasche trug – in der, in der man die Uhr trägt, und die deshalb bei keiner Durchsuchung gefunden wurden – die Wand aufzukratzen.

Ich kratzte vorsichtig, um die Klinge nicht abzubrechen, und plötzlich sah ich einen Draht in der Wand. Ich kratzte ihn ringsherum frei und machte damit eine so große Öffnung, dass ich mit dem Finger rankam. Stück für Stück zog ich ihn raus und durchtrennte ihn. Die Trennstelle isolierte ich mit einem Stück Papier, das ich im Strohsack gefunden hatte. Die Öffnung verklebte ich mit zerkautem Brot. Ich rieb mit dem Finger über die Wand und mit dem weißen Staub, der an meinem Finger blieb, überstrich ich die Stelle, die ich mit dem Brot zugeklebt hatte. Als ich damit fertig war, öffnete ich das Fenster und ... niemand kam. Von da an öffnete ich die paar Tage, die ich noch dort war, täglich das Fenster und beobachtete die Menschen und nachts, wenn ich nicht schlafen konnte, schaute ich mir die Bäume, den Schnee und die Sterne am Himmel an. Am Tage horchte ich nur aufmerksam, ob sich meiner Zelle Schritte nähern, doch selbst wenn der Wachmann bereits den Schlüssel ins Schloss gesteckt hatte, schaffte ich es immer, das Fenster zu schließen. Es wundert mich nur, dass ihm die Luftveränderung in der Zelle nicht aufgefallen ist, von schwerer, verpesteter zu sauberer, frischer Luft. Vielleicht hat er ja den Unterschied gemerkt, aber sein Alarm ging nicht an, und er war sich sicher, dass ich in diesen paar Tagen nicht aus dem Gefängnis fliehe.

Einige Tage später musste ich mich von dem Park und dem offenen Fenster verabschieden, weil ich mit ein paar anderen Männern aneinander gekettet zum Bahnhof gebracht wurde.

Der nächste Aufenthalt im Gefängnis dauerte fast zwei Wochen. Als man uns vom Bahnhof ins Gefängnis gebracht hatte, verstand ich aus den Gesprächen der Aufseher, dass im Gefängnis ein Pole ist und dass sie mich zu ihm bringen wollen, damit wir uns nicht langweilen.

Mein Zellenmitbewohner, Władysław Kowalczyk, war ein zwanzig Jahre alter Junge, der für ein paar weggekommene Sachen bei dem Bauern, bei dem er gearbeitet hatte, eingesperrt worden war. Aus seinen Erzählungen erfuhr ich, dass er aus der Nähe von Zduńska Wola stammte, dass er dort auf einem Hof mit Pferden gearbeitet hatte, und zur Arbeit nach Deutschland als Freiwilliger gekommen war und dass in diesem Moment auch seine Mutter gerade dorthin fahren sollte.

Sein Traum war es, einmal Kutscher zu werden, und er ließ sich lang und breit über das schöne Kutscherleben aus.

Damit wir uns am Tage nicht langweilten, mussten wir täglich eine bestimmte Anzahl Papiertüten herstellen. Władek ging die Arbeit überhaupt nicht von der Hand. Im Endeffekt machte ich die Arbeit für ihn, und er putzte jeden Tag die Zelle und leerte den Abort. Auf diese Weise hatten wir einige ruhige Tage. Wenn wir tagsüber Papiertüten bastelten, erzählten wir uns verschiedene Abenteuer aus unserem Leben – ich erzählte von der Arbeit in der Fabrik und vom Leben in Czerniaków³, und er vom Leben der gnädigen Herrschaften und der Menschen, die am Hof arbeiteten. In seinen Erzählungen kam er oft auf das Thema, wie in Łódź und in der Umgebung von Łódź vor dem Krieg Deutsche verprügelt wurden. Er erzählte von Überfällen auf deutsche Lokale, auf deutsche Schulen und Geschichten dieser Art. Ich antwortete ihm, dass das Blödsinn sei und deutsche Propagandamärchen und dass ich das nicht glaube, weil ich selbst oft in der Nähe von Lublin unterwegs gewesen war, und da gab es sogar ganze Dörfer mit deutschen Kolonisten und ich habe nie gehört, dass dort jemand deshalb geschlagen wurde, weil er Deutscher war.

Eines Tages, als wir wie immer Tüten bastelten und uns über das Leben und das Dasein unterhielten, sagte er, dass es ihm im Grunde egal sei, wer Polen regiert – Polen, Deutsche, Engländer oder Juden – Hauptsache, es gehe ihm gut. Der Rest interessiere ihn nicht. Ein bisschen boshaft antwortete ich ihm darauf, dass wir von solchen Dummköpfen wie ihm in Polen so einige hatten und dass Polen deshalb untergegangen sei. Darauf begann er mir wieder auf idiotische Weise darzulegen, dass er recht hatte. Ich redete mir den Mund fusselig, erklärte ihm, dass er unrecht habe, und er erzählte absichtlich noch größeren Blödsinn, weil er sah, dass ich mich immer mehr aufregte. Schließlich fing er an, die Deutschen stark zu loben, wie sie wirtschaften können, wie sie mit den Juden bei sich aufgeräumt hätten und wie sie jetzt in Polen Ordnung einführen. Ich dachte bei mir, dass Władek verrückt ist, ein Idiot und alle anderen Geisteskrankheiten zusammengenommen. Schließlich, als ich das Gequatsche wirklich nicht mehr aushalten konnte, warnte ich ihn ehrlich, dass er die Klappe halten soll, weil ich ihm sonst draufhaue, und sie dann richtig zu ist.

Aber der quasselt weiter: „Na, weil die Deutschen ...“ – und beendete diesen Satz nicht mehr, weil er vom Schemel flog, von meiner Faust zwischen die Augen getroffen. Ich hatte ihm ordentlich eine gerumst, denn nach einigen Minuten konnte er kaum noch aus den Augen schauen, so waren sie zugeschwollen.

Als er meine Faust zwischen die Augen bekommen hatte, war er zu Boden gegangen, und als er wieder aufstand, klingelte er. Kurz darauf betrat ein Auf-

3 Czerniaków ist ein Stadtteil von Warschau, der sich im Bezirk Mokotów zwischen der Weichselböschung und dem Fluss selbst befindet. (Anm. d. Übers.)

seher die Zelle, ein junger Kerl, und fragte, was passiert war. Was ich hörte, ließ zur Abwechslung mich verrückt werden.

Kowalczyk schnatterte schnell etwas auf Deutsch. Aus einzelnen Wörtern, die ich schon verstand, begriff ich den Sinn dessen, was er sagte. Es sah danach aus, dass er für die Deutschen gesprochen und ich ihn dafür geschlagen hätte.

Der Aufseher kam mit dem riesigen Zelläschlüssel auf mich zu und ich zog mich zurück, weil ich dachte, dass er mir mit dem Schlüssel gleich ordentlich eins überziehen würde. Er schlug mich aber nicht, sondern als er mich bis zu dem Schemel zurückgedrängt hatte, sagte er:

„Setz dich.“

Ich setzte mich.

Als der Aufseher die Zelle verlassen hatte, macht Kowalczyk den Mund auf: „Soweit kommt es noch, dass ein Pole mir ins Gesicht schlägt! Wusstest du nicht, warum ich die Deutschen so verteidigt habe? Wusstest du nicht, warum ich dir erzählt habe, wie die Deutschen in Polen geschlagen werden? Das ist mein Blut! Das sind meine Brüder! Meine Mutter ist Deutsche. Und ich weiß nicht, ob der, dessen Namen ich trage, mein Vater ist. Meine Mutter ist Deutsche und ich fühle mich als Deutscher! Das ist mein Blut! Das sind meine Brüder! Ein Pole schlägt mir ins Gesicht!?“

Und immer wieder von vorn. Anfangs war ich ein bisschen verschreckt, und um nicht von dem Aufseher geschlagen zu werden, saß ich still da und gab keinen Mucks von mir, freute mich nur innerlich, als ich sah, wie schön ihm die Augen anschwellen und so einen hübschen violetten Farbton annehmen.

Schließlich hielt ich es wieder nicht aus und sagte: „Du bist mir ein schöner Schlingel. Warte nur, wenn wir uns einmal in Freiheit treffen, dann schneide ich dir den Hals durch.“

„Wir begegnen uns ganz sicher nicht“, antwortete er.

„Ach ja? Na, dann warte, du Dreckskerl. Noch heute Nacht erwürge ich dich. Bei Gott, du wirst sehen. Heute Nacht erwürge ich dich, damit so ein Dreckskerl nicht auf der Welt herumläuft.“

Ich wollte ihm nachts einen ordentlichen Schrecken einjagen, musste aber sehr entschlossen ausgesehen haben, weil dieser Schuft wieder zur Klingel sprang und läutete. Kurz darauf war der Aufseher da und ich verstand, dass er nicht mit mir in einer Zelle sein wollte, weil ich gesagt hatte, ich würde ihn in der Nacht erwürgen. Der Aufseher kam auf mich zu und fragte:

„Ja?“

„Ja“, antworte ich.

Er fragte noch einmal: „Ja?“

„Ja“, sage ich wieder.

Offensichtlich dachte er, ich hätte ihn nicht verstanden, denn er legte sich selbst beide Hände um den Hals und fragte noch einmal. Da antwortete ich mit viel Elan gleich dreimal:

„Ja, ja, ja!“

Der Aufseher lächelte nur und ging. Nach zwanzig Minuten kam er zurück und brachte Kowalczyk in eine andere Zelle. Ich saß noch zwei Tage allein in der Zelle, meditierte über diesen Vorfall, und dachte nur daran, dass wenn sie ihn auch nach Dachau brächten, ich mich schon darum kümmern würde, ihn für sein „Polentum“ zahlen zu lassen.

Als ich dann in Dachau war, schaute ich bis zum Ende meines Aufenthaltes dort, ob ich diesen Holzkopf nicht irgendwo sah, und im Jahr 1947, als ich für ein paar Monate in Łódź war, lief ich herum und fragte Leute, weil ich ihn unbedingt finden wollte, aber es ist mir nicht gelungen.

Bei der nächsten Etappe hatte ich ein kleines Abenteuer, aber ganz anderer Art.

Im Gefängniswaggon fuhr ich in einer Zelle mit einem Deutschen – er hieß Willi –, der seine Strafe für ein gewöhnliches Verbrechen abgesehen hatte und nun weiter fuhr ins Lager. Wir waren zusammen in Dachau, in Mauthausen und in Gusen, und erinnerten uns so manches Mal an diese Geschichte und überlegten, was gewesen wäre, wenn wir damals unser Vorhaben verwirklicht hätten, von dem ich nun erzählen werde:

Als abends der Gefängniswagen ausgeladen wurde, teilte man uns in mehrere Gruppen auf. Die einen Gruppen wurden mit Autos weggebracht, andere wurden in verschiedene Richtungen weggeführt. Ich war in einer Gruppe mit acht Personen, in der auch Willi war. Der Transport fand wie immer in Handschellen statt, auf dem Fahrdamm, und ich war am Rand der Kolonne, um auf dem Weg Kippen aufzulesen. Vom Bahnhof bis zum Gefängnis waren es zehn Minuten. Das war ein kleines Gefängnis, in dem wir nur bis zum nächsten Morgen blieben. Wir saßen dort wie Affen im Käfig, weil die Zellen klitzeklein waren. Es waren Einzelzellen und die Wände dazwischen, wie auch die Giebelwände, waren aus dichtem Maschendraht. Das war einfach ein großer Saal, in dessen Mitte ein riesiger Käfig aus engem Maschendraht stand, so dass die Aufseher uns immer im Blick hatten, und wir uns auch sehen konnten und einander Kippen, Zigaretten, Streichhölzer geben und uns auch miteinander unterhalten konnten.

Als wir ins Gefängnis geführt wurden, fiel mir auf, dass hier alles anders aussieht als in anderen, soliden Gefängnissen. Zur Straße hin war eine kleine Mauer und durch die Pforte, an der ein Wachmann saß, gelangte man auf einen

Hof. Im Gefängnisgebäude, fünfzehn Meter von der Pforte entfernt, war eine Tür, die direkt in die Kanzlei führte, in die unsere Achtergruppe gebracht wurde. Der Aufseher, der uns hingebraht hatte, ging hinaus, und ließ die Papiere für unseren Transport auf dem Tisch liegen. Ein älterer Mann übernahm uns, und fragte uns nacheinander nach unseren Personalien. Vor ihm auf dem Tisch lag eine riesige Pistole, die man hätte greifen können, wenn man sich nur etwas fester über die Barriere gebeugt hätte. In einem bestimmten Moment verließ der Mann, der unsere Personalien aufnahm, den Raum ... in diesem Augenblick schoss ein blitzartiger Gedanke durch meinen Kopf: die Hintertür ist offen, nur ein Mann im Raum, fünfzehn Meter zum Ausgang, wir in Zivilkleidung und ein Wachmann sitzt an der Pforte, der nicht damit rechnet, dass jemand so etwas machen könnte.

Das aufzuschreiben hat lange gedauert, aber der Gedanke war wie ein Blitz. Es stellte sich heraus, dass Willi das Gleiche gedacht hatte. Wir drehten uns beide zur Barriere ... in diesem Moment kam der Aufseher rein. Wir versteinerten, so dass er nichts merkte, den anderen Häftlingen hingegen, die mit uns in der Kanzlei waren, wurde klar, was wir hatten machen wollen, und abends gab es in unseren Käfigen eine lange Diskussion unter den Deutschen zu diesem Thema. **Dieser Zwischenfall war eigentlich kein Zwischenfall, weil es nicht dazu kam, aber der Wille, das zu machen, war da gewesen.**

Meine Reise ging langsam dem Ende zu. Am nächsten Tag übernachteten wir in München. Nach einem Tag im Zug fanden wir uns abends, ohne Abenteuer und wie immer mit Handschellen aneinandergekettet, in Begleitung uns beschimpfender und mit Fäusten drohender Weiber, unterwegs Kippen auflegend, im Gefängnis in München wieder.

In dieses Gefängnis wurden wir etwa zu vierzig Personen gebracht, die meisten waren Deutsche. Es waren auch ein paar Tschechen und einige Polen darunter. Die Deutschen waren normale Verbrecher, die nach dem Absitzen ihrer Strafe im Gefängnis zur Isolierung in Konzentrationslager überstellt worden waren; eigentlich, um erledigt zu werden – so wie alle anderen. Die Tschechen und Polen waren Menschen, die entweder beim Überschreiten der Grenze aufgegriffen, oder solche, die zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert worden waren und oft bereits nach wenigen Tagen geflohen waren, oder auch Menschen, die meist freiwillig zur Arbeit gefahren und hier mit den Behörden oder dem Bauern in einen Konflikt geraten waren. Eine Stunde nachdem unser Transport angekommen war, wurden noch etwa zwanzig weitere Personen hineingeführt, die mit dem nächsten Transport gebracht worden waren.

Zusammen waren wir über sechzig Personen in einer riesigen Zelle. Ich mischte mich unter die Leute vom zweiten Transport, den Weg zu ihnen öffne-

ten mir meine unterwegs gesammelten Kippen und die letzten Zigaretten, die ich von dem bereits erwähnten Jugoslawen bekommen hatte. Hier schloss ich mit zwei Menschen Bekanntschaft. Das waren der achtzehnjährige Heniek B. aus Krakau und der Schlesier namens Willi, dessen Nachnamen ich schon vergessen habe. Er war Oberleutnant bei der Polnischen Armee, und prägte sich mir später in Gusen unrühmlich ein, weil er als Ältester des Zimmerdienstes Menschen misshandelte. Mir gegenüber verhielt er sich aufgrund unserer alten Bekanntschaft immer in Ordnung, aber ich habe gehört, selbst gesehen und er hat sich auch nicht geschämt mir zu sagen, dass er Menschen prügeln müsse, weil sich sonst nichts mit ihnen anstellen lasse.

Heniek B. hielt bis zum Ende im Lager durch und das Leben hat es so eingerichtet, dass seine Person in meiner Erzählung sehr oft vorkommen wird.

Die Zelle, in der wir untergebracht wurden, war ein riesiger Saal, an dessen Wänden ringsherum Pritschen standen, und in einer Ecke war eine kleine Kabine eingebaut – zu welchem Zwecke sie diente, verstand man leicht anhand des Geruches, der durch den gesamten Saal zog.

Ich, wie immer neugierig auf alles, was ringsherum passierte, begann um die Pritschen zu gehen und die Aufschriften zu lesen, mit denen die ganzen Wände vollgeschmiert waren. Außer den Aufschriften gab es da auch verschiedene originelle Zeichnungen. Unter anderem war da der polnische Außenminister Beck gezeichnet, der mit heraushängender Zunge, mit einem Rucksack auf dem Rücken, nach vorn gebeugt, an einem Wegweiser „Warschau – Bukarest“ mit Kilometerzahl vorbeieilt. Ich konnte mir das Vergnügen nicht verkneifen, mich zu verewigen und schrieb ein kleines Gedicht an die Klowand, ein zu dem Ort passendes, in dem ich Wilhelm und Hitler und alle deutschen Kinder erwähnte. Das Datum schrieb ich ehrlich, der Wahrheit entsprechend, ich unterschrieb allerdings nicht mit meinem Namen, sondern nur mit „Ein Warschauer“.

Abends nach dem Abendbrot wurden Strohsäcke in die Zelle gebracht, auf denen wir jeweils zu zweit schlafen sollten. Weil in der Zelle mehr Menschen waren als auf die im Saal aufgestellten Pritschen passten, wurden ein paar Strohsäcke auf den Boden gelegt. Es wurden nur so viele Strohsäcke ausgegeben, wie gebraucht wurden, einer für zwei Personen, was zum Grund für einen Streit wurde.

Ich und B. hatten uns auf einen Strohsack gelegt. Wir lagen in Kleidern da, weil man uns nichts zum Zudecken gegeben hatte, und unterhielten uns über unsere Erlebnisse seit der Festnahme bis dahin. Wir unterbrachen unser Gespräch, weil in der Mitte des Saals ein kleiner Radau entstanden war, der die Aufmerksamkeit aller auf sich zog.

Unter den anderen Polen war ein junger Mann, der sich bei einem Bauern irgendetwas hatte zu Schulden kommen lassen. Er war geistig unterentwickelt und ziemlich taub. Er hatte keinen Schlafplatz, weil auf dem Strohsack, auf dem noch ein Platz frei war, ein Deutscher lag und ihn nicht rauffassen wollte. Immer wenn sich der Junge hinlegen wollte, beschimpfte ihn der andere auf Deutsch und trat nach ihm. Der aber stand vor dem Strohsack und weinte wie eine Göre.

Ich schaute mir das ein Weilchen an, und ... wurde wütend, und rief:

„Tritt ihn ein paarmal und leg dich hin. Schubs den Drecksack runter und leg dich selbst hin. Was heulst du, du Ochse? Leg dich hin.“

Als er sich als Antwort auf mein Rufen hinlegen wollte, trat der andere ihn wieder und beschimpfte ihn.

Das hielt ich nicht aus. Ich sprang von der Pritsche, als hätte mich jemand aus der Kanone geschossen, und schon war ich bei dem Strohsack. Ich packte den Jungen am Kopf und wollte ihn hinlegen. Der Deutsche fing wieder an, mit den Beinen zu strampeln.

Da ließ ich den Jungen los und nahm mir den Deutschen vor. Ich packte ihn am Kragen, wuchtete ihn von dem Strohsack herunter, trat ihm in die Seiten und in den Bauch, damit keine Spuren blieben, und warf ihn auf andere rauf, die auf dem Boden lagen. Dann legte ich den Jungen auf den Strohsack und kündigte ihm an, dass wenn er den Drecksack jetzt auf den Strohsack lässt, er zur Abwechslung von mir eine gelangt bekommt.

Erst da fiel mir der Lärm im Saal auf. Alle sprachen durcheinander und die Deutschen riefen auch etwas in meine Richtung. Wütend stand ich vor der Pritsche und fragte herausfordernd, ob jemandem etwas nicht gefällt. Der solle lieber aufpassen, sonst bekommt er auch eine rein. Ich sagte das auf Polnisch, weil ich kein Deutsch konnte. Dann legte ich mich auf meine Pritsche. Der Deutsche näherte sich Stück für Stück dem Strohsack und legte sich leise hin. Der Junge sagte nichts, und weil ich inzwischen auch zu mir gekommen war, sagte ich auch nichts, sonst hätte ich noch von den deutschen Häftlingen oder den Aufsehern Prügel bekommen.

Die Nacht verlief ruhig, abgesehen davon, dass wir von Flöhen zerbissen wurden. In den Etappen-Gefängnissen war es sauber gewesen und es hatte kein Ungeziefer gegeben, hier aber bissen sie gnadenlos. Wenn ich einen einfiel und tötete, hatte ich den Eindruck, dass auf jeden getöteten Floh hundert andere Flöhe zu seinem Begräbnis kamen und noch schlimmer bissen, als wollten sie den ermordeten Gesellen rächen.

Dachau

Am nächsten Morgen wurden wir auf Gefängnisautos geladen und ins Konzentrationslager Dachau gebracht. Wir waren eingepfercht wie Heringe in einem Fass und es war so stickig und heiß, dass wir kaum atmen konnten. Die Fenster der Autos hatten von außen schräge Dächlein und da waren nur klitzekleine Ritzen, durch die man ein Stück der Fahrbahn und die Beine der Fußgänger sehen konnte.

Als wir in das Auto eingestiegen waren, drängelte ich mich so durch, dass ich die Fenster unter Kontrolle hatte. Ich wollte sehen, wie die Straße aussieht, auf der wir fuhren, und ich hatte direkt frische Luft. **Schon nach gut zehn Minuten wurde es im Wagen heiß und stickig, und die, die an den Fenstern standen, verstopften mit sich selbst die wenigen schmalen Ritzen, durch die Luft hätte hereinkommen können. Fast alle schwitzten.**

Ein Tscheche begann die Deutschen für ihre Umgangsmethoden mit Menschen zu verfluchen. Der Arme wusste nicht, wie wir anderen auch nicht, was ihm erst noch bevorstand. Ich sah ihn noch lange, er starb erst 1941 in Gusen.

Von München bis Dachau sind es ein paar Dutzend Kilometer, die Fahrt dauerte nicht lange.

Wir wurden vor dem Eingangstor zum Lager ausgeladen und in Zweierreihen aufgestellt. Ich stellte mich neben Heniek B. Es kamen ein paar SS-Männer und ein Mann in Zivil mit einer roten Armbinde und dem Hakenkreuz als Abzeichen am Kragen. Niemand sprach uns an und niemand fragte uns etwas. Wir standen wohl über eine Stunde so da und schauten uns im Gelände um. Durch das Tor konnte man den Appellplatz und die ersten Häftlingsbaracken genau sehen. Damals sah ich zum ersten Mal die gestreifte Kleidung für KZ-Häftlinge. Diese Kleidung fand ich lustig, deshalb stieß ich Heniek mit dem Ellenbogen an, zeigte auf die Leute und sagte:

„Du, schau mal, was für ein Irrenhaus, schau mal, was für verrückte Kleidung.“

Schließlich nahmen sich die SS-Männer unserer an. Sie riefen unsere Nachnamen auf, kontrollierten, ob alle da sind. Wenn ein Name aufgerufen wurde, meldete sich der Gerufene und alles lief fabelhaft. Schließlich wurde ein Name gerufen, auf den sich niemand meldete. Der SS-Mann rief den Namen ein zweites Mal – nichts. Ein drittes Mal – keiner meldete sich. Schließlich kam jemand

auf die Idee, dass das der Trottel sein musste, den der Deutsche nicht auf seinen Strohsack hatte lassen wollen, immerhin war er ziemlich taub. Es wurde auf ihn gezeigt und da meldete er sich, und der Zivilist mit dem Abzeichen am Kragen schlug ihm links und rechts ins Gesicht.

Mir platzte innerlich die Hutschnur und es juckte mich in den Fingern, hervorzuspringen und ihm ordentlich eins auf den Nischel zu geben, aber etwas hielt mich zurück. Es war nicht Angst, nein. In diesem Moment war ich mir überhaupt nicht darüber im Klaren, dass es mein Todesurteil gewesen wäre, wenn ich so jemanden geschlagen hätte, das wäre Selbstmord gewesen. Ich hatte schließlich überhaupt keine Ahnung davon, was ein Konzentrationslager ist. Ich konnte nicht verstehen, wie man einen unschuldigen Menschen ins Gesicht schlagen konnte.

Als alle Namen verlesen worden waren, wurden wir in ein Büro gebracht, wo unsere Personalien aufgenommen wurden. Noch im Gefängnis hatte Willi mir beigebracht, wie man auf Deutsch Name, Vorname, Geburtsdatum und anderes sagte.

Ich stellte mich an und beobachtete, dass wenn einer nur einen Augenblick mit der Antwort zögerte, der Drecksack ihm mit der Feder übers Gesicht kratzte und Tinte in die Fresse schmierte. Das bekamen natürlich vor allem Polen und Tschechen zu spüren, weil nicht alle Deutsch konnten. So manchem wurde das Maul mit Tinte vollgeschmiert, und das sah aus wie ein bemaltes Osterei. Damit man mir das Maul nicht vollschmieren würde, wiederholte ich in Gedanken pausenlos wie eine gelernte Lektion die Fragen und Antworten.

Ich war ziemlich nervös, und rechnete mir schon aus, wie viele Striche ich abkriegeln würde, aber ich kam mit sauberem Gesicht davon.

Als nächstes wurden wir fotografiert.

Hier war wieder eine Falle gestellt. Später fragte ich mich, was für ein Drecksack sich diesen Trick ausgedacht hatte. Das sah folgendermaßen aus: Der Kandidat setzte sich auf einen hölzernen Sessel und legte den Kopf auf eine spezielle Stütze. An dem Apparat stand ein SS-Mann und fotografierte. Neben sich hatte er einen Hebel, so wie die Handbremse im Auto, wenn er ihn hochzog, drehte sich der Sessel mit der Person, die fotografiert wurde. Zuerst kam ein Foto von vorn, der Hebel wurde bedient – der Sessel drehte sich und es kam ein Foto im Halbprofil, wieder eine Drehung, dann das Profil, mit der nächsten Hebelbewegung drehte sich der Sessel in die Ausgangsposition zurück. Wenn der Sessel stehen blieb, sprang der Sitzende hoch, als wäre er von einer Feder hinauskatapultiert worden. Ich schaute zu und sah, dass alle so heftig hinaussprangen, sich umdrehten und den Sitz betrachteten.

Als ich dran war und mich schon zum Fotografieren setzen sollte, fiel mir auf der linken Seite so etwas wie ein Nagelkopf mit etwas Schwarzem in der Mitte auf, wie ein Loch. Der vor mir sprang auf, und ich setzte mich. Der SS-Mann machte das dritte Foto von mir, im Profil, zog den Hebel und der Sessel drehte sich in die Ausgangsposition. Als er auf halbem Wege war, sprang ich runter, drehte mich um ... und das Geheimnis war gelüftet. Aus dem Knopf auf der linken Seite des Sitzes kam eine Nadel heraus, mindestens anderthalb Zentimeter lang, und bevor sich der Sessel ganz auf die Ausgangsposition zurückgedreht hatte, war sie schon wieder verschwunden. Weil die anderen das auch beobachtet hatten, sprangen alle früher hinunter und ich weiß nicht, wie viele noch gestochen wurden.

Bis dahin war alles höflich verlaufen.

Jetzt wurden wir ins Bad gebracht und hier begann der Tanz. Ein wahres Irrenhaus. Geschrei, Prügel, Antreiben. Zuerst musste man seine Zivilkleidung abgeben, die entgegengenommen wurde, wobei jedes Stück genau aufgeschrieben wurde. Dann wurden alle Haare geschoren, wo auch immer man Haare hatte, dann kam das Bad und die Ausgabe der gestreiften Lagerkleidung, Mützen, Schuhe, Unterwäsche und Socken. Von unseren Sachen durften wir nur ein Schnupftuch und einen Gürtel für die Hose behalten.

Ich bekam Sachen, die hätten meinem jüngeren Bruder gepasst, und zwei linke Schuhe, einer groß, einer klein. Der große passte mir, aber der andere war sowohl zu klein als auch für den gleichen Fuß, ich ging also zu dem, der die Schuhe ausgab, und bedeutete ihm, dass er die Sachen austauschen soll. Der schnappte sich den Schuh, den ich ihm reichte und bums, bewarf er mich damit.

Ich lief weg und blieb in gehöriger Entfernung von ihm stehen. Er warf einen anderen Schuh nach mir. Dem konnte ich ausweichen, und als ich ihn aufhob, stellte sich heraus, dass er mir passte, obwohl er ein bisschen anders war. Die Schuhe waren aus Leder, von unten genagelt, wie Militärschuhe. Im Lager tauschte ich dann die Sachen mit einem, der kleiner war als ich und Kleidung bekommen hatte, bei der er die Ärmel und die Hosenbeine hochkrepeln musste. Auf diese Weise hatte ich mich so eingekleidet, dass ich ein bisschen wie ein Mensch aussah, wenn man überhaupt davon sprechen kann, dass man in diesen verrückten Sachen wie ein Mensch aussehen konnte.

Nach der Wasch-, Schneide- und Anziehzeremonie wurden wir ins Lager gebracht und auf die Blocks aufgeteilt. Ich und Heniek B. wurden Block 27, Stube D zugeteilt. Meine Nummer in Dachau war 98... – weiter weiß ich nicht mehr, sie war vierstellig.

Das Lager war so gebaut, dass am Appellplatz die Küche und die Bäder wa-

ren, und vom Appellplatz aus eine lange Straße verlief, an der auf beiden Seiten Baracken standen. Auf der rechten Seite waren die ungeraden, auf der linken die geraden Nummern. Insgesamt waren es dreißig Baracken, jede hatte vier Stuben. Jede Stube bestand aus einem Essensraum⁴, einem Schlafraum, einem Bad und einem Abort. Alles war vorhanden.

Nach der Ankunft in der Stube wurde jedem ein Platz in einem Spind zugewiesen, darin standen für jeden ein Hocker, der tagsüber auf den Spind gestellt wurde, eine Aluminiumschüssel, ein Teller und ein Becher sowie Messer, Gabel, Löffel, Handtuch, Seife, Geschirrtuch, Schuhbürsten und Schuhcreme zur Verfügung (jeder war für seine Sachen verantwortlich). Das war ein Riesenproblem, weil das Geschirr immer übertrieben sauber sein musste. Es durfte kein Fleckchen darauf zu sehen sein. Wenn die Kontrolle vom Blockältesten oder Stubenältesten gemacht wurde, gab es gleich vor Ort Schläge, wenn aber ein SS-Mann die Kontrolle machte, schrieb er einen Bericht und man bekam eine offizielle Strafe: fünfundzwanzig Schläge mit dem Ochsenziemer auf den Hintern. Sie hauchten auf das Aluminiumgeschirr und wenn unter dem Hauch ein Fleckchen heraustrat, gab es Schläge. Der Spind war innen aus rohem, unbemaltem Sperrholz, so dass man täglich alles innen mit Schmirgelpapier säubern musste; wehe dem, bei dem der Spind nicht so aussah, als käme er geradewegs aus der Produktion. Ein Spind wurde zwei Personen zugeteilt. Der Schlafraum war mit dem Essensraum verbunden. Dort standen eiserne, dreistöckige Betten mit Strohsäcken, die wahrscheinlich maschinell gestopft worden waren, denn ich kann mir nicht vorstellen, dass man einen Strohsack so füllen kann, dass er hart wie ein Brett ist und man darauf schläft wie auf einem Brett. Das Gute daran war, dass man die Strohsäcke morgens nicht zurechtschütteln musste, denn wenn man aufstand, war der Strohsack genauso ordentlich wie am Abend davor.

Auf den Betten hatten wir Decken mit blau-weiß kariertes Bettwäsche und die gleiche Bettwäsche war für die Kissen mit Stroh ausgestopft. Die Strohsäcke waren mit weißen Laken bedeckt. Die Bett- und die Unterwäsche wurden wöchentlich gewechselt. Einmal in der Woche nahmen alle Häftlinge ein Bad.

Ich bekam ein Bett ganz oben, in der dritten Etage. Nachts musste ich zum Abort. Ich hatte noch nie in einem solch hohen Bett geschlafen und ich war müde von dem Tag, deshalb schlief ich wie ein Murmeltier und als ich aus dem Bett raus wollte, war ich noch im Halbschlaf. Ich stand so auf, wie man norma-

4 In der deutschen Literatur wird der von Grzesiuk als „Essensraum“ bezeichnete Raum allgemein als „Aufenthaltsraum“ bezeichnet. Grzesiuk hat diesen Raum wahrscheinlich so benannt, weil das Essen einer der wichtigsten Vorgänge im Lager war. (Anm. d. Übers.)

lerweise aus dem Bett aufsteht: Ich ließ die Beine runter und stand auf. Als ich hinunterflog war ich noch immer nicht ganz wach, erst als ich auf dem Boden aufknallte, wachte ich auf. Gut, dass ich nicht mit dem Kopf an eine Kante der Stahlbetten geschlagen war, sonst hätte ich mir ernstere Beulen geholt.

Am nächsten Tag, am Sonntag, wurden nach dem Frühstück alle von dem gestrigen Transport auf den Appellplatz gerufen. Gebracht wurden wir von den Blockschreibern, jeder brachte die Leute aus seinem Block. Wir erfuhren, dass der Lagerkommandant zu uns sprechen soll.

Als wir bereits eine halbe Stunde gestanden hatten, kam der Lagerkommandant endlich. Er war noch nicht alt, klein, in SS-Uniform, mit einem Schiffchen auf dem Kopf. Er sprach zu uns und die Übersetzer arbeiteten sein Gequatsche in polnische und tschechische Sprache um. Er fing ganz angenehm an:

„Hier sind lebende Tote ...“

Mir wurde irgendwie seltsam, aber ich dachte mir: „Rede du nur, schließlich ist das Lager für Menschen gemacht, und ich sehe, dass hier so viele von ihnen sitzen und sogar ganz gut aussehen.“

Seine weitere Rede ließ sich so zusammenfassen: Für unser feindseliges Handeln gegen das große Reich seien wir von dem gesunden, schaffenden Volk isoliert worden und müssten nun hier unsere Schuld büßen. Versuche nur keiner zu fliehen, denn aus Dachau sei noch niemand geflohen. Es habe solche gegeben, denen es gelungen sei, über die Wachpostenlinie zu kommen, doch das heiße nicht, dass sie es geschafft haben zu fliehen, denn nach einigen Tagen seien sie gefasst oder bereits tot gefunden worden, weil sie verhungert waren. Und wer geschnappt wurde, an dem sei das Todesurteil vollzogen worden, denn das sei die Strafe für einen Fluchtversuch.

Wir waren hier nicht im Sanatorium, sondern im Konzentrationslager, woran uns die Kapos, die uns über den Appellplatz scheuchten, ständig erinnerten. Das Gescheuche begann um neun Uhr morgens, gescheucht wurde bis sechzehn Uhr. Da war alles dabei: Rennen, Robben, Strecksprünge, Kniebeugen, Gymnastik, Rollen und was sie sich nicht noch alles einfallen ließen. Denn wenn einer müde wurde, kam ein anderer, so dass wir pausenlos über den Platz gescheucht wurden. Wir sahen, wie das Mittagessen in die Blocks getragen wurde, und wir wurden über den Platz gescheucht. Wir sahen, wie die Kessel zurück in die Küche getragen wurden und wir wurden über den Platz gescheucht. Endlich war die Zeit für den Abendappell gekommen und erst da ließ man uns in Ruhe.

Ich muss zugeben, dass die ganze Zeit, als wir über den Platz gescheucht wurden, niemand geschlagen wurde. Einmal trat ein älterer Mann aus dem Glied und sagte mit bittender Miene etwas – ich verstand nur das Wort „Sy-

philis“. Der Kapo schien ihn um Entschuldigung zu bitten, fragte, warum er vorher nichts gesagt habe, und stellte ihn an die Seite – und der Rest trainierte weiter.

Bereits beim Morgenappell war mir aufgefallen, dass alle Blocks, wenn sie zum Appell und zurück gingen, sangen. Die Straße zwischen den Blocks war breit, so dass mehrere Blocks nebeneinander gingen und alle sangen. Der Spaß bestand darin, dass jeder Block ein anderes Lied sang, so dass daraus ein riesiger Krach entstand.

Die Lieder wurden auf Deutsch gesungen. Weil ich die deutsche Sprache nicht konnte und keines der gesungenen Lieder kannte, war ich der Meinung, dass mich das Singen nicht betrifft, denn der Lärm war sowieso groß genug. Doch es stellte sich heraus, dass dies nicht der Fall war, denn gleich nach dem Gescheuche, als wir nach dem Abendappell in die Blocks zurückgingen, bekam ich irgendwann einen ordentlichen Tritt ins Schienbein und interessanterweise war mir sofort klar, was das bedeuten soll. Und sofort brüllte ich noch lauter als die anderen, und obwohl ich weder den Text noch die Melodie kannte, musste das ganz gut geklappt haben, weil mich keiner mehr trat, denn in diesem riesigen Gebrüll erkannte sowieso niemand, wer was sang.

In den Blocks wurde das Essen so ausgeteilt, dass jede Stube für die Essensausgabe einen Vertrauensmann wählte und wenn man der Meinung war, dass dieser irgendeinen Häftling unter seinen Kumpels bevorzugt, wurde ein neuer gewählt. Zu essen gab es zum Frühstück einen halben Liter schwarzen bitteren Kaffee, der insofern gut war als er warm war; zum Mittagessen etwa einen dreiviertel Liter Suppe und dazu ein paar Kartoffeln mit Schale; zum Abendbrot Brot – einen Laib für drei Personen in den Blocks für die zur Arbeit eingesetzten Häftlinge und für vier Personen in den Blocks für die Häftlinge, die nicht zur Arbeit eingesetzt wurden – und ein klitzekleines Stück Wurst, Margarine, Quark oder Marmelade. Von der Margarine bekam man vielleicht zwanzig Gramm, vom Quark und der Marmelade einen halben Löffel. Fast alle aßen ihre Portion sofort zum Abendessen auf, und zum Frühstück musste der halbe Liter Kaffee reichen. Die Ausgabe des Mittagessens ging so vonstatten, dass tischweise an die Kessel herangetreten wurde, so wie sie im Saal aufgestellt waren. Jeder Tisch hatte seine Nummer und jeden Tag war ein anderer Tisch als erster dran, wobei der, der heute der erste war, am nächsten Tag als letzter dran war. Für Nachschlag gab es eine gesonderte Schlange. Der Nachschlag wurde wiederum nach Spindnummern ausgeteilt, denn die Spinde waren auch nummeriert. Jeden Tag merkte man sich, welcher Spind als letzter Nachschlag bekommen hatte, und am nächsten Tag wurde mit der nächsten Nummer begonnen. Jeden Tag Nachschlag erhielten nur die Blockältesten –

eine Schüssel zusätzlich – und die, die die Stube reinigten – eine halbe Portion. Der Blockälteste nahm auch eine etwas größere Portion Margarine, Marmelade oder Quark, und diese Portionen wurden ihm von dem für die Essensausgabe gewählten Häftling zugeteilt.

Ich beschreibe das alles deshalb, damit man die Bedingungen und Umstände in Dachau im Jahr 1940 in den sogenannten freien Blocks mit der Strafkompagnie in dem gleichen Lager und den Lagern Mauthausen und Gusen und den Strafkompagnien in diesen Lagern vergleichen kann.

Alle Deutschen in den freien Blocks waren politische Häftlinge mit roten Winkeln⁵. Die Deutschen mit schwarzen Winkeln (Bummelanten⁶) und mit grünen (normale Kriminelle und Verbrecher) waren in der Strafkompagnie und wurden so behandelt wie die Juden. Sie wohnten auch mit den Juden in einem Block. Im zweiten Block der Strafkompagnie wohnten Häftlinge mit roten Winkeln.

In den freien Blocks war es eine große Sensation, wenn ein Häftling von einem Blockältesten oder Stubenältesten geschlagen wurde, und es wurde viel Aufhebens unter den Häftlingen im Block darum gemacht, wenn ein Blockältester einem Häftling dafür aufs Auge schlug, dass dieser sich widersetzt hatte.

Am nächsten Tag lernte ich einen jungen Mann aus Ostrołęka kennen, der mit seinem Vater hier war. Er hieß Janusz Kempisty. Sein Vater war Gefängniswärter in Ostrołęka gewesen. Die ersten paar Tage in den freien Blocks, bis ich in die Strafkompagnie verlegt wurde, spazierten wir nach den Abendappellen zwischen den Blocks und auf der Lagerstraße, die sich abends in eine Spazierallee verwandelte, und Janusz, der schon länger als zwei Wochen im Lager war, weihte mich als erfahrener Häftling in die Lagerdinge ein. Er arbeitete auf irgendwelchen Plantagen. Er erzählte, dass man dort pausenlos arbeiten müsse, selbst wenn es regnete, durfte man die Arbeit nicht unterbrechen. Man hörte nur auf zu arbeiten und kam eher ins Lager zurück, wenn es wirklich heftig regnete, und manchmal kam es vor, dass ein Kapo einen ins Gesicht schlug.

Vor den SS-Männern musste man die Mütze abnehmen, aber das wurde nicht streng befolgt. Man nahm sie dann ab, wenn man auf ihn prallte oder er sich wegen etwas an den Häftling wandte. Wenn er auf dem Fahrrad ein paar Meter abseits vorbeifuhr, nahm niemand die Mütze ab. Einmal aber waren wir

5 Zur leichteren Erkennbarkeit und Zuordnung der Häftlinge trugen diese am Oberarm ihrer gestreiften Kleidung Markierungen, die folgende Informationen enthielten: Häftlingsnummer, Streifen für wiederholte Insassen, Winkel (Nicht-Jude) oder Stern (Jude), Mitglied einer Strafkompagnie oder Fluchtverdächtiger. Grundsätzlich wurden die Häftlinge nach einem Farbschema in politische (rot), kriminelle (grün), Emigranten (blau), Bibelforscher (violett), Homosexuelle (rosa) und asoziale (schwarz) Häftlinge unterteilt. (Anm. d. Übers.)

6 „Bummelant“ ist ein NS-Begriff. (Anm. d. Übers.)

zusammen unterwegs und nahmen die Mütze vor einem SS-Mann ab, der auf dem Fahrrad fuhr, und Janusz lehrte mich für die Zukunft, dass man vor diesem die Mütze ziehen müsse, weil das so ein Drecksack sei, der sei in der Lage, vom Fahrrad zu steigen und einem in den Hintern zu treten.

In der Woche, in der ich mich in den freien Blocks aufhielt, bekam ich keine Prügel. Dieser Spaß begann erst eine Woche später, als unser gesamter Transport in die Strafkompagnie verlegt wurde.

Wie ich schon beschrieben habe, wurden wir am ersten Tag unseres Aufenthaltes im Lager über den Appellplatz gescheucht. Am nächsten Tag wurde ich vormittags der Arbeitskolonne angeschlossen, die bei der Vertiefung irgendeines Tümpels arbeitete, auf dessen Grund Kies lag. Ich musste den Kies mit der Schubkarre an eine andere Stelle bringen. Der Kapo trieb uns zur Arbeit an, indem er fast die ganze Zeit schrie: „Los, los! Schnell, schnell!“ Ich blieb mit der Schubkarre neben ihm stehen und begann ihm zu erklären, dass ich auf Deutsch die Wörter „schnell“ und „los“ nicht verstehe, dass ich nur „langsam“, „essen“ und „schlafen“ verstehe. Als er mich da mit Tritten fortjagte, verstand ich sofort, was die Wörter „los“ und „schnell“ bedeuteten, und als er mich aus den Augen ließ, schloss ich mich der Gruppe an, die Zementsäcke aus dem Magazin trug, das sich in einem Schuppen für einen Hausbau befand, über dreihundert Meter entfernt vom Magazin. Den ersten Zementsack, der fünfzig Kilogramm wog, trug ich mit einem Mal rüber, aber dann tat ich mir selbst leid und beschloss, mich nicht zu beeilen. Bis zur Mittagspause trug ich noch zwei Säcke rüber, weil ich mich gut alle zehn Meter ausruhte, wo auch immer ich einen bequemen Platz zum Ausruhen fand. Wenn ich mich irgendwo hingesetzt hatte, saß ich dort so lange, bis mich ein Kapo oder ein SS-Mann weitertrieben. Ich konnte immer sagen, dass – wenn er mich vorher sitzen gesehen hatte –, ich davor schon drei Säcke getragen hatte.

An diesem ersten Arbeitstag hatte ich nicht mitbekommen, dass nicht alle aus meinem Block zur Arbeit geholt wurden. Aber schon am Nachmittag fiel mir auf, dass andere Blocks dastanden und keiner sie zur Arbeit einteilte, und aus meinem Block alle auseinandergingen, und die, die übrigblieben, verschiedenen Arbeitsgruppen zugeordnet wurden. Es sah danach aus, dass jeder Arbeitende seinen festen Arbeitsplatz hatte und in dieselbe Gruppe und täglich zu derselben Arbeit ging, und dass die ohne Zuteilung, so wie ich, die aber in den Arbeitsblocks wohnten und größere Essensrationen bekamen, den Gruppen zugeteilt wurden, in denen wenig Leute waren. Und sie bekamen vom Prinzip her die schlechteste Arbeit, die keiner mehr machen wollte.

Und so war es auch mit mir. Am Nachmittag stellte ich mich nicht in die Gruppe, die Zement trug, weil das für mich Schwerstarbeit war. Ich stellte es so

an, dass ich bei einer noch schlimmeren Arbeit landete, nämlich bei der Vertiefung des Grundes eines kleinen Flusses oder Kanals. Das Flussbett war vielleicht acht Meter breit und man zog bis über die Knie im Wasser stehend mit großen Schaufeln den Schlamm und andere Schweinereien vom Grund hoch und warf sie ans Ufer. Das Wasser war schrecklich kalt, und man konnte nicht rausgehen, weil am Ufer Kapos und SS-Männer entlangliefen und aufpassten, dass jeder arbeitet und keiner aus dem Wasser rauskommt. Nach etwa zwei Stunden Arbeit im Wasser rief der Kapo eine Gruppe Leute zusammen und befahl, dasselbe an einer anderen Stelle zu tun. Auf dem Weg blieb ich am Straßengraben stehen, um meine Hose zurechtzurücken, und die anderen gingen weiter. Ich blieb am Ufer und gleich gesellte sich ein junger Mann aus Łódź zu mir und zusammen begannen wir, den ans Ufer geworfenen Schlamm weiter weg zu schippen. Wir hatten uns selbst Arbeit gesucht, mussten nicht mehr im Wasser stehen und kein Schutzengel bewachte uns. Wir stellten uns darauf ein, auf die Frage, wer das angeordnet hat, zu sagen, es sei einer der Kapos gewesen, und weil sie immer zu mehreren waren, würden sie sowieso nicht herausfinden, wie es wirklich war, sie könnten uns höchstens befehlen, etwas anderes zu tun.

Bei der Arbeit durften wir nicht miteinander reden, aber weil uns keiner überwachte, erzählten wir uns die ganze Zeit verschiedene Dinge. Als ich mich dann über das Wasser beugte, um mit der Schaufel etwas Schlamm rauszuholen, rief er „Pass auf, sonst fällst du rein! ...“ – und in demselben Moment fiel er selbst ins Wasser, hineingeschubst von einem vorbeigehenden SS-Mann. Der hatte gehört, dass Janusz etwas zu mir gesagt hatte, und offensichtlich muss er den Eindruck gehabt haben, dass er mich vor ihm warnen will, und deshalb hatte er ihn ins Wasser geschubst.

Bis zum Abend verlief die Arbeit dann ohne Abenteuer. Am Abend machte mir Janusz Kempisty bewusst, dass es Blocks für die Häftlinge gibt, die nicht zur Arbeit eingesetzt sind. Da beschloss ich, am nächsten Tag das Risiko einzugehen und mich nach dem Appell auf deren Gelände zu schmuggeln.

Im Lager musste man zwei Prinzipien verinnerlichen. Das erste war, jegliche Arbeit zu vermeiden, das zweite, sich Essen zu organisieren. In der Lagersprache bedeutete organisieren einfach stehlen, aber ohne, dass ein anderer Häftling zu Schaden kommt. Zum Beispiel einem anderen Häftling Brot wegzunehmen, das war Diebstahl, aber es aus einem Waggon oder einem Wagen zu nehmen, das war Organisieren.

Futter zu organisieren habe ich erst in Mauthausen gelernt und darüber, wie das vor sich ging, erzähle ich an anderer Stelle. Arbeit zu vermeiden begann ich allerdings sofort und ich vermied sie bis zum Ende meines Lageraufenthaltes.

Innerhalb dieser fünf Jahre konnte ich beobachten, dass die Leute, die frisch aus der Freiheit kamen, aus Angst vor Schlägen mit maximaler Anstrengung arbeiteten und sich kein Essen organisierten. Im Ergebnis waren sie sehr schnell ausgelaugt, und wenn ihnen das auffiel, war es bereits zu spät, sich aus diesem Zustand rauszuholen, weil sie schon zu schwach waren. Ihr Ende war voraussehbar – Krematorium nach drei, vier Monaten.

In Dachau arbeitete ich in den freien Blocks nur einen Tag lang, weil ich schon am nächsten Tag nach dem Appell an das Ende eines anderen Blockes rüber sprang. Das war ein Block mit Häftlingen, die nicht arbeiteten, und ... es klappte. Zur Arbeit ging ich nicht, aber hier kam wieder etwas Neues. Wir mussten uns auf dem Appellplatz aufstellen und Gymnastik machen, wahrscheinlich damit wir uns im Lager nicht langweilten.

In der Mittagspause erfuhr ich, dass ein Teil der nicht arbeitenden Häftlinge Singen lernt, also stellte ich mich nachmittags in die Kolonne, die zum Gesangsunterricht ging. Sie teilten uns in kleine Gruppen von etwa fünfzig Personen ein. Jede Gruppe suchte sich eine Baracke, und in jeder Gruppe war so eine Art Kapo, der uns das Singen beibrachte. Der Unterricht fand im Sitzen statt, und weil der Lehrer auch nicht begeistert war von seiner Funktion, machte er längere Pausen, in denen er uns anwies zu erzählen, wer wofür sitzt, oder er erzählte selbst über das Lager.

Mir wurde ganz seltsam, als er uns erzählte, dass von mehreren Tausend nur noch ein paar Dutzend lebten. Er war ein deutscher Kommunist. Er behauptete, dass Dachau jetzt ein Paradies sei im Vergleich zu dem, was am Anfang war, als hier Kommunisten inhaftiert waren. Er sagte, dass im Moment nur die Strafkompagnie sehr schlimm sei. Bis zum Ende meines Aufenthaltes in den freien Baracken habe ich es immer so eingerichtet, dass ich in der Sänger-Gruppe war, und ich habe alles so gedreht, dass ich immer bei demselben Kapo war.

Die Strafkompagnie, von der er erzählte, kannten wir nur vom Sehen und das reichte uns schon. Sie befand sich in den Blocks 15 und 17. Wir sahen sie nur, wie sie zur Arbeit losgingen auf einem gesonderten, abgeteilten Gelände, isoliert von den anderen Häftlingen. Wenn sie aus dem Lager losgingen oder zurückkamen, mussten wir weglaufen, zwischen die Baracken, denn wer auf weniger als fünfzig Meter an sie herankam, wurde eingefangen und von der Strafkompagnie einverleibt. Oft konnte man sie auch sehen, wie sie eine riesige Walze zogen, mit der die Blockstraße zwischen den Baracken gewalzt wurde. Beim Walzen lief ein SS-Mann mit einem Ochsenziemer neben ihnen und passte auf, dass sie nicht zufällig einen Augenblick verschnauften. Genauso waren die, die zur Arbeit gingen oder zurückkehrten, mit SS-Männern auf Fahrrädern umstellt.

Bis Samstag war ich vor- und nachmittags in der Gruppe, die Singen lernte, also eine ganze Woche. Zur Strafkompagnie muss ich noch sagen, dass in der Straße vor ihren Baracken Schranken waren, an die die Häftlinge aus den freien Blocks nicht herantreten durften, und innen, hinter dem Tor, das diese Baracken vom Rest des Lagers abtrennte, waren auch Schranken, denen sich die Strafgefangenen nicht nähern durften.

Wenn Häftlinge auf dem Appellplatz Gymnastik machten, durften sie nicht in die Blocks zum Abort. Seinem Bedürfnis musste man auf dem Appellplatz nachkommen. Diesem Zwecke diente ein tragbarer Abort, der auf dem Platz aufgestellt wurde. Das war ein hohes Gerüst, an dem zwei riesige Bottiche angebracht waren. Auf das Gerüst stieg man über ein paar Stufen, so dass sich die, die auf dem Abort waren, über den Köpfen derjenigen befanden, die auf dem Platz standen. Von dem Abort machten nicht nur diejenigen Gebrauch, die ihre Notdurft verrichten mussten, sondern auch die, die von der Gymnastik gelangweilt waren und ein bisschen verschnaufen wollten. Deshalb standen an dieser Stätte zwei lange Schlangen an, so dass man da eine Stunde anstehen konnte, auf dem Klo aber nur zwei Minuten sitzen durfte. Dort waren extra Leute abgestellt, die mit einer Uhr in der einen Hand und einem Stock in der anderen nach zwei Minuten die Männer wegjagten, indem sie ihnen mit dem Stock eins über den Rücken zogen. Ein größeres Geschäft war kaum in zwei Minuten zu erledigen, weil es wenig zu Futtern gab, diese Notdurft verrichtete man also nur alle vier Tage und ich hatte immer den Eindruck, dass eine Geburt ein Kinderspiel dagegen war, wenn ich das Gestöhne verglich, das man dann hörte.

Da war noch eine Sache im Lager, die die organisierte Misshandlung der Häftlinge zeigte. Die Sache des Schlafes. Wir schliefen von neun Uhr abends bis vier Uhr morgens. Um vier Uhr wurden wir geweckt, der knappe halbe Liter schwarzer, heißer Kaffee wurde ausgeteilt, und draußen warteten wir mindestens zwei Stunden auf den Appell. Bei der schweren Arbeit und der Unterernährung war der fehlende Schlaf eine zusätzliche Quälerei für die Menschen, deshalb versuchte ich ab dem ersten Tag meines Aufenthaltes im Lager bis zum Schluss, immer zu liegen und auch zu schlafen, selbst wenn es nur ein paar Minuten waren. In Dachau legte ich mich immer morgens vor die Baracke und schlief bis wir zum Appell antreten mussten. In Mauthausen nutzte ich jeden günstigen Moment zum Schlafen, aber dort war es mit dem Schlafen schwerer, darüber erzähle ich später. In Gusen schlief ich überall: Im Sommer in arbeitsfreien Momenten, das war nach dem Frühstück, Mittagessen und Abendbrot, auf der Blockstraße, wenn es warm war, und wenn schlechtes Wetter war und im Winter im Block, immer, wenn die Situation es erlaubte. Ich schlief auch im Winter in einer unbeheizten Halle auf dem Bretterboden, im-

mer nach dem Mittagessen, ich schlief auf der Erde mit einem Stein unter dem Kopf, ich schlief auf Steinen, ich schlief immer und überall in den Pausen zwischen dem Essen, dem Organisieren von Essen und dem Vermeiden von Arbeit. Das waren unter anderem die wichtigsten Aspekte beim Überleben, ganz zu schweigen von einer stählernen Gesundheit und Widerstandskraft gegen Krankheiten und die wilde Schläue eines gejagten Tieres. Einer der wichtigen Faktoren war auch die Psyche. Wer psychisch zusammenbrach, war schnell erledigt, weil er dann auf nichts mehr reagierte und ihm alles egal war. Wer so passiv war, ergab sich seinem Schicksal. Er hörte auf, um sein Leben zu kämpfen, weil er nicht daran glaubte, dass man überleben kann, und in diesem Fall konnte er verständlicherweise nicht überleben.

Nach einer Woche Aufenthalt in den freien Blocks rief der Blockschreiber am nächsten Sonntag morgens ein paar Häftlinge zusammen, unter anderem mich und B. Mir fiel sofort auf, dass die aufgerufenen Häftlinge die waren, mit denen ich zusammen in das Lager und in einen Block gekommen war.

Nachdem er uns aufgerufen hatte, brachte er uns zu Block 17 – die Strafkompagnie. In Block 17 waren Häftlinge mit roten Winkeln untergebracht, politische Häftlinge. In Block 15 waren alle mit grünen Winkeln – Banditen und normale Verbrecher, und die mit schwarzen Winkeln – Bummelanten und Juden. Wie ich schon erwähnt habe, wurden die Deutschen, die zu den beiden letzten Kategorien gehörten, genauso behandelt wie die Juden und in der Strafkompagnie sogar für die Ausführung der schlimmsten Arbeiten eingesetzt.

Das Regelwerk der Strafkompagnie unterschied sich von dem der freien Blocks darin, dass man Briefe nur alle drei Monate schreiben und empfangen durfte. Das Rauchen von Zigaretten war absolut verboten. Nach ein paar Tagen in der Strafkompagnie sah ich, wie der Blockälteste einen Häftling mit dem Stock erschlug, weil bei ihm ein Blättchen zum Zigarettdrehen gefunden wurde. Man durfte auch nichts aus der Kantine erhalten, während man in den freien Blocks ab und an eine bestimmte Menge Zigaretten, Sauermilch in Pappbechern oder Sacharin bekommen konnte. Aus der Strafkompagnie wurde niemand in das Krankenrevier im Lager geschickt. Wer sich krank fühlte und nicht arbeiten konnte, wurde von den Kapos umgebracht, dafür dass er sich vor der Arbeit drückte.

In den freien Blocks wurde man erst in das Krankenrevier aufgenommen, wenn man 39 Grad Fieber hatte. Ich bin einmal durch den Krankenblock gegangen, da sah ich, dass die Kranken ganz erträgliche Bedingungen hatten. Sie lagen in normalen Krankenbetten, hatten Krankenkleidung und Fieberkarten. Angeblich haben sich die Bedingungen in Dachau in den folgenden Jahren

enorm verschlechtert; so jedenfalls sah es damals aus, als ich das gesehen habe. In den freien Blocks sagte mir ein Häftling, dass es schwierig sei, in die Krankenstube zu kommen, und dass dort auch schlecht behandelt werde, weil täglich drei bis fünf tote Häftlinge durch das Tor zum Krematorium gebracht würden. Die toten Häftlinge wurden auf Krankenliegen durch das Tor gefahren, sie waren mit einem weißen sauberen Laken bedeckt. In den freien Blocks starb niemand, nur in der Krankenstube. In der Strafkompagnie starb auch niemand im Block – sie starben ausgezehrt bei der Arbeit oder liefen, wenn ihnen klar wurde, dass sie erledigt werden sollten, in die Wachpostenlinie, und es gab keinen Tag, ohne dass die Wachposten, die die Strafkompagnie umzingelten, mehrere Häftlinge umbrachten.

In den freien Baracken wurde nur bis zum Mittagessen gearbeitet, und die Sonntage waren frei. In der Strafkompagnie wurde die ganze Woche hindurch gearbeitet, auch sonntags und an Feiertagen von morgens bis abends. Sonntags wurden wir gleich nach dem Frühstück, das heißt nach dem Kaffee, ins Bad gebracht und dann zur Arbeit. Die Appelle fanden vor unseren Blocks statt. Während der Arbeit durften wir nicht miteinander sprechen und dafür bekam ich viele Male ordentlich Prügel, abgesehen von den normalen Schlägen ins Gesicht.

Am ersten Tag teilte uns der Stubenälteste am Nachmittag Betten und Spinde zu und gab uns Punkte aus schwarzem und aus weißem Material. Die weißen Punkte hatten acht Zentimeter Durchmesser, und die schwarzen vier. In den weißen Punkt wurde der Schwarze eingenäht und so ein Sträußchen nähte man sich an das Oberteil und an die Hosen. Eins auf der linken Seite auf die Brust unter der Nummer, das zweite auf den Rücken und zwei an die Hosen, an den Seiten über den Knien. Manche älteren Häftlinge hatten noch rote Punkte; sie bedeuteten, dass der Besitzer eines solchen Punktes versucht hatte, aus dem Lager zu fliehen. Manche wiederum hatten über dem Winkel einen Streifen in derselben Farbe wie der Winkel. Dieser Streifen bedeutete, dass sein Inhaber sich bereits zum zweiten Mal im Lager befindet.

Dieses Mal kamen Heniek B. und ich in die gleiche Stube.

Mittags kehrten die Häftlinge von der Arbeit zurück zum Mittagessen, und nach dem Mittagessen gingen wir dann alle zusammen zur Arbeit. Unser Arbeitsgelände war von einer Mauer umgeben, so dass niemand aus den freien Blocks uns bei der Arbeit sehen konnte. An dieser Mauer befand sich das Lager mit den Wohnbaracken.

Als wir singen lernten – noch in den freien Blocks – hatten wir von hinter der Mauer oft Schüsse gehört, und wir wussten, dass jeder Schuss den Tod eines Häftlings der Strafkompagnie bedeutete. Jeder von uns dachte dann darü-

ber nach, was wohl hinter dieser Mauer geschieht und was die Menschen dort durchmachten. Jetzt lernte ich das alles aus nächster Nähe kennen.

Als wir auf dem Arbeitsgelände mit einem „lustigen Gesang“ auf den Lippen ankamen, wurden wir durchgezählt ... dann kam der Pfiff zur Arbeit. Das, was dann losging, kann man kurz und knapp als Irrenhaus bezeichnen. Unter Gebrüll und Schlägen aller Kapos stoben alle Häftlinge in alle Richtungen auseinander, als ob eine Bombe in die Mitte gefallen wäre oder der Blitz eingeschlagen hätte. Die alten Häftlinge wussten, wohin man eilen musste, was man anpacken musste und an welche Arbeit man sich machen musste. Am nächsten Tag wusste auch ich, was ich machen sollte. An diesem Tag aber begann ich mich wie ein Stock im Eisloch zu drehen und wusste nicht, was ich mit mir anfangen sollte. Ich bekam ein paar Mal Hiebe mit dem Knüppel und schließlich wurden alle Neuen zu einem Haufen Schubkarren gebracht, jeder sollte sich eine Schubkarre nehmen, mit denen wir zur Kiesgrube geführt wurden. Hier ging der Tanz erst richtig los. Als ich mir die Arbeit in der Kiesgrube ansah, musste ich an amerikanische Filme denken, die die Arbeit von Strafgefangenen in Zuchthäusern zeigen.

Die Kiesgrube war ein riesiges Loch mit einer Tiefe von etwa zwanzig Metern. An einer Wand waren von unten bis oben Plattformen angebracht und auf jeder Plattform standen zwei Häftlinge. Ganz unten warfen Häftlinge Kies auf die erste Plattform und so wurde der Kies weiter von einer auf die nächste Plattform geworfen, bis ganz nach oben. Von solchen Ketten gab es über ein Dutzend. Ganz oben luden andere Häftlinge den Kies auf Schubkarren und brachten ihn auf einen von der Grube etwa hundert Meter entfernten Haufen. Dieser Haufen war schon ein großer Berg Kies, deshalb musste man auf darauf gelegten Brettern bis ganz nach oben fahren und erst dort den Kies auskippen. Mit der leeren Schubkarre fuhr man auf dem Kies hinunter, weil das Brett für den nächsten frei gemacht werden musste. Der Transport fand im Laufschrift statt, weil die Kapos pausenlos schrien und schlugen, wenn jemand auch nur für einen Augenblick stehen blieb oder langsamer wurde.

Zu diesen Schubkarren kam ich gleich zu Beginn meiner Zeit in der Strafkompagnie. Den ganzen Nachmittag rannte ich redlich mit der Schubkarre hin und her, weil ich sah, wie die Kapos andere schlugen und ich hatte Angst, dass sie mich so schlagen könnten. **Ich überlegte die ganze Zeit nur, wie lange man diese Arbeit durchhält, und ob man sich auf irgendeine Weise sein Schicksal erleichtern kann.**

Seitdem wir im Lager waren, sagten Häftlinge aus Polen, die auch erst kurz zuvor hierher gebracht worden waren, dass wir nur für drei Monate hier sind, für so eine Art Schulung, damit wir nach der Entlassung aus dem